

66

10. Mai 1995

Die Studentenzeitung der Humboldt-Universität 7. Jahrgang

AUFGEFORDERT

Un





EINE WIRKLICH GUTE TAGESZEITUNG BIETET INFORMATIONEN, DIE ÜBER DEN TAG HINAUS VON BEDEUTUNG SIND. GERADE AUCH FÜR STUDENTEN.

Vielleicht haben Sie ja schon einmal von der Berliner Morgenpost profitiert – vom größten Immobilien-, Stellen-, Reise- oder Automarkt am Wochenende beispielsweise.

Profitieren können Sie aber auch immer von einem redaktionellen Angebot, das weit über die Tagesaktualität hinausgeht. Zum Beispiel in den Rubriken Beruf & Karriere oder Leben & Wohnen in unserer großen Wochenend-Ausgabe.

Neu und vielseitig: das handliche, für neun Tage gültige Kulturprogramm „BM live“ für Berlin und Potsdam, das freitags beiliegt. Neu und nützlich: die sonntägliche Computer-Seite „Bits & Bytes“. Gut, um schnell zu reagieren: Abonnenten erhalten unseren Stellenmarkt jetzt schon mit der Sonnabend-Ausgabe.

Die vielen Vorteile der Berliner Morgenpost können Sie jetzt kostenlos testen: 14 Tage unverbindlich frei Haus. Rufen Sie an: Tel. 030/198 12. Wir sind täglich von 8 – 20 Uhr für Sie da.

Nach zweiwöchiger Lieferung wird die Zustellung automatisch eingestellt. Wer aber auch in Zukunft nicht mehr auf die Berliner Morgenpost verzichten möchte, dem können wir hier ein ganz spezielles Angebot machen: das Studenten-Abonnement zum günstigen Preis von nur 14,90 DM im Monat!

BERLINER MORGENPOST

BERLINER ALLGEMEINE

Forum der Hauptstadt

Editorial

Die Recherchen für den Titel dieser Ausgabe begannen genau genommen bereits vor einem Jahr. Damals wollte eine Gruppe Studenten im Rahmen eines Projektes von UnAUFGEFORDERT einen Film über die Bücherverbrennung an der Berliner-Universität drehen. Man suchte per Zeitungsannoncen Zeitzeugen, forschte in Archiven nach Dokumenten, Bildern und Filmmaterial - wurde auch in allem fündig und scheiterte am Ende an der übergroßen Aufgabe. Die Materialien, die uns seitdem vorlagen, öffneten uns diesmal viele Türen. Aus Koblenz und vom Bildarchiv Berlin erreichten uns zum Teil bisher unveröffentlichte Fotos von der Bücherverbrennung auf dem Opernplatz, aus verschiedenen Orten Deutschlands bekamen wir Zuschriften mit Schilderungen des Geschehens am 10. Mai 1933 und als wir nach Angehörigen der HUB suchten, die auch schon vor 1945 hier studierten, rannten wir offene Türen ein. Prof. Tembrock, Prof. Kirsche und Frau Kirsche sei an dieser Stelle herzlich gedankt für ihre Unterstützung. Prof. Tembrock setzte sich nach einem mehrstündigen Gespräch über den Universitätsalltag während des Krieges noch einmal hin, um seine Eindrücke für uns aufzuschreiben. Und als wir bei Kirsches in Pätz bei Berlin saßen, wurde Geschichte auf einmal wieder lebendig: Der Tisch, um den wir saßen, hatte vor fünfzig Jahren eine andere Funktion: Er wurde von den Russen kurz vor Kriegsende als Operationstisch benutzt.

Entgegen dem Einheitsbrei der Vergangenheitsbewältigung mit Übersättigungseffekt, der gegenwärtig die deutsche Medienlandschaft beherrscht, interessierte uns eine Frage, die von den Ritualen um den 8. Mai zugedeckt wird: Es deutet sich ein Generationskonflikt an, wie nach dem Jahr 1995 mit dem Thema Nationalsozialismus umgegangen werden soll. Ist den Nach-Nach-Geborenen mit der nach wie vor verdeckten Schuldfrage überhaupt noch das Geschehen vor 1945 zu vermitteln?

Die Klammer der 26 Seiten Titelgeschichte in diesem Heft geht daher von 1933 bis 1945 und bleibt hier nicht stehen. Uns interessiert auch die Verkrampfung der Deutschen, die sie nach fünfzig Jahren immer noch befällt, wenn sie sich an ihre jüngste Geschichte erinnern (müssen).

Ganz einseitig ist diese dickste aller UnAUF's aber nicht: Als Frau Dürkop Mitte April eine ihrer gefürchteten Presseerklärungen losließ, um diesmal über FU-Präsident Gerlach herzuziehen, war es höchste Zeit, nach Dahlem zu fahren um nachzufragen, warum die Präsidenten der Berliner Universitäten nicht mehr miteinander reden wollen. Die Antwort des im Wahlkampf steckenden Gerlach, der sich richtig auf uns freute, um Dampf abzulassen, war eindeutig: Wenn Frau Dürkop diesen Stil wünscht, kann sie ihn haben. Und Herr Erhardt freut sich...

Fast im verborgenen greift diese Nummer auch ein sehr verschwiegene Thema auf. Daß Studenten jobben müssen, ist allgemein bekannt. Daß sie dabei auch in Berufszweigen zu finden sind, wo man sie kaum vermutet, schon weniger. Nach langen Recherchen und Gesprächen war ein Callboy, der an der FHSS Sozialarbeit studiert, bereit, über seinen ungewöhnlichen Nebenverdienst zu berichten.

Inhalt

Politik

Kommt die BAföG-Erhöhung?.....	4
Semesterticket adé ?.....	5
Interview mit FU-Präsident Gerlach.....	7
Probleme an der Charité.....	12
Innenhofbegrünung.....	13

Studieren

Studieren in der Westbank.....	15
Schwierigkeiten, eine Fremdsprache an der HUB zu lernen.....	17
Moneteninfo: Nochmal BAföG.....	18
Ökologie nicht nur bei den Biologen.....	19
NjuhsStudieren.....	21

Titel

Kunst und Denkmäler.....	22
Zeitzeuge Prof. Tembrock.....	25
Zeitzeuge Prof. Kirsche.....	32
Fernbetreuung von Studenten im Zweiten Weltkrieg.....	35
Neue Ausstellung in Buchenwald...38	
Denkmal für die ermordeten Juden in Europa.....	41
Neue Ausstellungen zum Titel- thema.....	42

Kultur

Film: „Vanya on 42nd Street“.....	45
Ausstellung: Rundgang durch die Filmgeschichte.....	50

Leben in Berlin

Interview mit einem Callboy.....	46
Streit um die Neue Wache.....	49
Wohnen im Prenzelberg.....	52

Rubriken

Leser.....	51
Impressum.....	51
Rätsel.....	entfällt

WELTWEIT IN DIE LUFT GEHEN...

Unsere Spezialstrecke - Flugtickets weltweit!

Linienflüge aller namhaften Airlines:

- für Jugendliche, Studenten und Lehrer
- für „Jedermann“ Sprachreisen nach England, Malta, Kanada

Gruppenreisen nach Ihren Wünschen

Individualreisen nach Israel, Irland,

Preiswerte Unterkünfte in London

Internationale Studentenausweise,

Jugendherbergsausweise

Öffnungszeiten: MO-FR 10-18 Uhr

STUDENTEN/INNEN
SCHÜLER/INNEN
JEDERMAN/FRAU-
LAST MINUTE-, CHARTER-
UND LINIENFLÜGE



**STUDENTEN
REISESERVICE**

MARIENSTR. 25
10117 Berlin-Mitte
und neu:
Clara-Zetkin-Str. 30
10117 Berlin-Mitte

Tel. 283 30 93

Prozente-Poker

*Hat die 17. BAföG-Novelle doch eine Chance?
oder Mehr Geld ab Herbst '95?*

Das **BAföG** mehr **Förderung**-Gerangel nimmt kein Ende - ebenso wenig wie das Warten der privilegierten (weil geförderten) Studenten auf realitätsnähere BAföG-Sätze. Seit nunmehr zwei Jahren gab es keine Anpassung der Förderungssätze an die Entwicklung der Lebenshaltungskosten, der damit verbundene reale Kaufkraftverlust der Schüler und Studenten seit 1993 beträgt nach den Worten von Brandenburgs Kultusminister Steffen Reiche bereits 4,5%.

Hinter den Kulissen, am großen Spieltisch des Finanzministers, spielt sich das Prozente-Poker rund ums BAföG eher im Stillen ab, unter freiwilligem Raushalten der Öffentlichkeit. Im September 1993 hatte die Regierung 2% geboten, die SPD wollte 4% durchsetzen - beide konnten sich nicht einigen; wie auch, schließlich war Wahlkampf. Während dessen sagten die Studenten: „Passe!“. Und so blieb zunächst erst einmal alles, wie es war. Ein unbefriedigender Zustand; so nimmt es nicht wunder, daß im letzten halben Jahr der Druck auf die Regierung wuchs, endlich eine Erhöhung des BAföG vorzunehmen. Der Druck kam vor allem von seiten der „BAföG-Profis“, also vor allem von den Studentenwerken, von den Beratungseinrichtungen an den Universitäten, der GEW und sogar von den BAföG-Ämtern, und weniger von denen, die in den Genuß der Förderung kommen wollen. Dies ist angesichts der immer klarer zutage tretenden Lethargie der Studenten bei Verteidigung ihrer Interessen wohl leider kein Wunder. Eine Rolle dabei spielt sicher auch der Fakt, daß der Anteil der geförderten Studenten 1994 auf dem niedrigsten Stand seit Einführung des BAföG ange-

langt ist, nämlich bei 18%. Die restlichen 82% sagen sich wahrscheinlich, das betrifft mich eh nicht und schweigen fein still.

Anfang März bot Zukunftsminister Rüttgers vier, die SPD forderte derweil sechs Prozent, bzw. vier rückwirkend zum Herbst 1994. Am 26. April goß die Union ihren Vorschlag in die Form einer Kabinettsvorlage. Somit wurde vom Bundeskabinett eben diese vierprozentige Erhöhung der Bedarfssätze und ebenso der Elternfreibeträge ab Herbst dieses Jahres beschlossen.

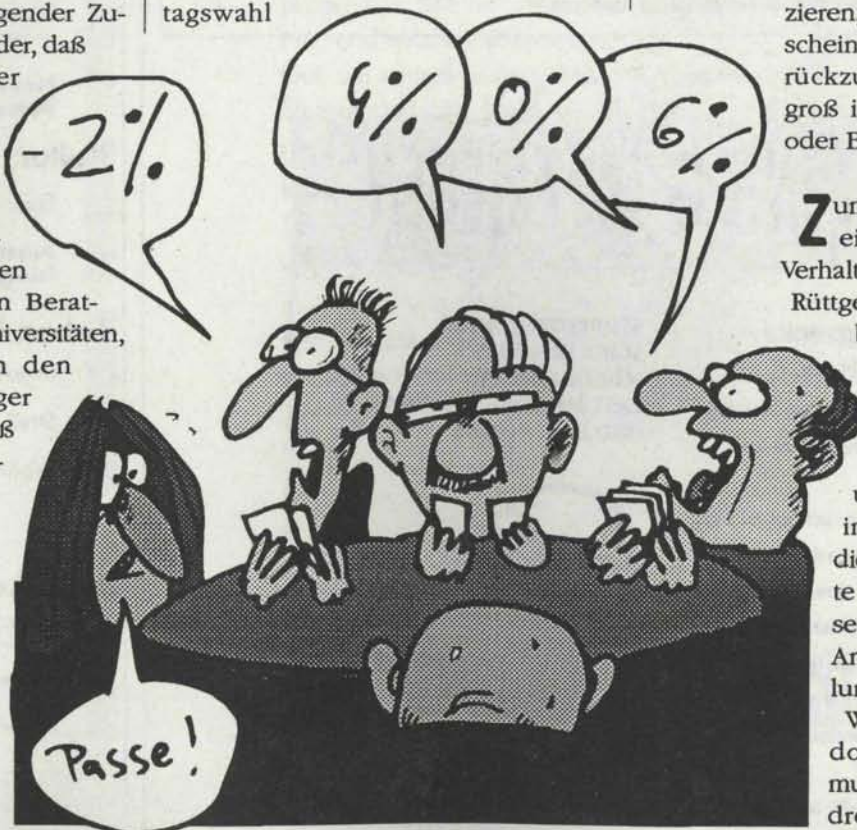
Auf den ersten Blick ist der Zustand jetzt ähnlich der Situation im Herbst letzten Jahres. Die BAföG-Novelle bedarf der Zustimmung vom CDU-dominierten Bundestag und vom SPD-bestimmten Bundesrat. Beim genaueren Hinschauen offenbaren sich allerdings einige Feinheiten. Zum ersten könnte die nach der Bundestagswahl

arg geschrumpfte Mehrheit der Koalition im Bundestag schon die erste Hürde sein, denn ultrakonservative Abgeordnete haben bereits die Idee auf's Tapet gebracht, das BAföG ganz abzuschaffen, getreu dem konservativen Credo vom schlanken Staat und mehr Eigenverantwortung. Die haarsträubende Begründung dabei: Dieser Etatposten sei mittlerweile so klein, daß ein Streichen verschmerzbar wäre.

Der Vorsitzende der CDU/CSU-Fraktion und als Kronprinz von Kohl gehandelte Wolfgang Schäuble machte kürzlich seine Idee publik, eine Art Studienvorfinanzierung vergleichbar zum System in den USA als reinen Bankkredit zu gewähren. Neben der stärkeren Zinsbelastung und der damit verbundenen Benachteiligung sozial Schwächerer wären das Ergebnis eine Verarmung der Studienlandschaft, denn es ist im Sinne der Marktwirtschaft logisch, daß die Banken nur solche Studienrichtungen finanzieren, bei denen die Wahrscheinlichkeit, das Geld zurückzubekommen, relativ groß ist, z.B. Zahnmedizin oder BWL.

Zum zweiten ist auch eine Veränderung im Verhalten der SPD spürbar. Rüttgers meinte kurz und bündig, mehr als diese 4% seien nicht finanzierbar und die SPD solle ihre Verweigerungshaltung aufgeben, denn im Bundesrat hat sie die Mehrheit und könnte so wiederum das Gesetz auf Eis legen durch Anrufung des Vermittlungsausschusses.

Wahrscheinlicher jedoch ist die Zustimmung, wofür es m. E. drei Gründe gibt. Er-



stens wäre der Gesichtsverlust für die SPD verschmerzbar, handelt es sich doch bei dem Vorschlag des Kabinetts exakt um den von der SPD im letzten Herbst geforderten Betrag. Zweitens gibt es innerhalb der SPD immer mehr Stimmen, wie beispielsweise die des genannten Steffen Reiche, die, um wenigstens überhaupt eine Verbesserung zu ermöglichen, die Annahme des Vorschlages fordern. Und letztens erlahmt der Elan natürlich auch ob des Fehlens jeglicher Unterstützung durch die Geförderten bzw. Um-Förderung-Bemühten selbst. Peter Deutschmann von der Studentischen Bafög-Beratung der HUB meint dann auch, daß „diejenigen, die eine Er-

höhung durchsetzen wollen, natürlich frustriert sind, wenn die eigentlich Betroffenen sich nicht rühren.“

Das Echo auf den Kabinettsbeschuß in der Presse war recht groß, was zeigt, daß die meisten Kommentatoren davon ausgehen, daß diese Fassung im Herbst in kraft tritt, was kurz und knapp bedeutet, daß die Höchstsätze ab Herbst im Osten 980 und im Westen 990 DM betragen werden. Das bedeutet Mehrbelastungen des Bildungshaushaltes von ca. 95 Mio in diesem und weiteren 300 Mio. DM im nächsten Jahr. Allerdings sind die Fachleute nicht ganz so optimistisch. Der Chef des Bafög-Amtes in der

Behrensstraße, Dr. Brickwell, lehnte dann auch jegliche Stellungnahme zu dieser Fassung ab, mit der Begründung, daß „es sich dabei, solange diese Gesetzes-Novelle nicht verabschiedet ist, nur um Spekulationen handeln kann und ich nicht möchte, daß sich falsche Zahlen in den Köpfen festsetzen. Rufen sie mich noch mal in vier Wochen an!“ Was wir tun werden, deshalb gibt's in der nächsten Ausgabe der UnAUF ein Interview mit Herrn Brickwell. Hoffentlich sind die Bonner Strategen in der Lage, zumindest bis dahin eine konkrete Situation geschaffen zu haben, aufgrund der es sich diskutieren läßt.

ojoff

Semesterticket adé ?

Am 25. April hat die "Semtix-Koordinationsgruppe" die seit einem Jahr laufenden Gespräche mit der BVG über die Schaffung eines Semestertickets abgebrochen. Damit ist der geplante Termin für die Einführung eines preiswerten Studententickets für die öffentlichen Verkehrsmittel zum Wintersemester 1995 erst einmal geplatzt.

Noch wenige Tage vor dem Verhandlungsabbruch hatte der Verhandlungsführer von Semtix, die in diesem Falle die Interessen von 140 000 Berliner Studenten vertritt, gegenüber der Berliner Zeitung gemeint, daß "wir an der TU schon bei den StuPa-Wahlen im Juni eine Urabstimmung durchführen" könnten. Auch die BVG war optimistisch: "Von uns aus könnte es zum kommenden Wintersemester klappen."

Beide Seiten schienen das Semesterticket zu wollen. Das es dann doch nicht so kam, lag wie so oft im Detail. Das Semesterticket-Modell, daß bereits vielfach in westdeutschen Universitäts-Städten, wie Bonn oder Hamburg, erfolgreich läuft, beruht darauf, daß die Studenten der Berliner Hochschulen einen erhöhten Studentenschaftsbeitrag zahlen, mit dem sie dann das Recht erwerben, ein Semester lang nur mit Personal- und Studentenausweis die BVG zu nutzen. Eine Wertmarke wäre dann nicht mehr notwendig. Die im Vergleich zu den jetzigen Azubi-Tarifen niedrigeren Preise ergeben sich aus der Tatsache, daß *alle* Studierenden diesen Beitrag entrichten, währenddessen laut Erhe-

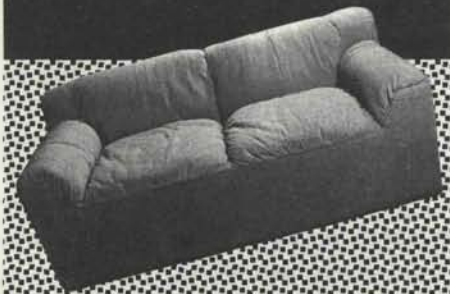
bungen der BVG bzw. Semtix nur knapp zwei Drittel die öffentlichen Verkehrsmittel tatsächlich regelmäßig nutzen.

Und genau hier liegt der Knackpunkt. Beide, BVG wie auch Semtix, wollen Kostenneutralität. Das zu beweisen, haben sie komplizierte Kosten/Nutzen-Rechnungen aufgestellt, die in ihrem Ergebnis um mindestens 50 Mark auseinanderliegen. 205 DM pro Student und Semester strebt die BVG an, um die angebliche Kostenneutralität zu wahren; das Rechnungsmodell von Semtix sieht einen Preis



wohnowitz

wohnsinnige wohnowitzsofas
zum wohnfühlen



sofa schaum 160 x 85
sitzhöhe 35 cm
sessel schaum 90 x 85
sitzhöhe 35 cm

«fyra 1» ab 875,-
ab 580,-



dreiecksleie
max. liegefläche
200 x 120 x 32 cm

«dala» ab 1.028,-



eckgruppe kpl. wie abgeb.
sitzhöhe 32 cm
3er klappsofa "solo"
liegefläche 190 x 160 x 16 cm

«sju» ab 1.430,-
ab 1.010,-

auf zwei etagen: wohnsinnige sofas +
sitzelemente + sitzgruppen + liegen +
schlaf- & blocksofas + in jedem maß
über 5000 stoffe, auch vom meter +
bettwäsche + handtücher

wohnowitzselbstverständliches:
lieferung berlin und umland ca. 10 tage + 2 jahre
garantie + alle bezüge abnehmbar + jedes sofa in
jedem maß und jedem stoff + keine ungünstigen
stoff-gruppen-preise

wohnowitz

jeden donnerstag bis 20.30 geöffnet
(oktober - märz) 10623 berlin +
mommensenstraße 32 + nähe wilmers-
dorfer + tel. 030-324 20 63

zwischen 100 und 150 DM vor.

Beide Kalkulationen gehen davon aus, daß ca. 63% aller Studenten Berlins die BVG regelmäßig nutzen. Die (erheblichen) Unterschiede liegen in den Annahmen, wie regelmäßig sie das tun, d.h. wieviele Studenten sich Einzelfahrscheine kaufen, mit Azubi-Monatskarten fahren oder gleich das Azubi-Jahresabo nutzen.

Semtix hat nach verschiedenen Erhebungen über die Nutzungsverteilung der obengenannten drei Varianten ausgerechnet, daß pro Semester durchschnittlich vier Monatswertmarken zu einem (aus der Ost-West-Tarif-Gewichtung sowie Preisverhältnis der Monatsmarken zum Abo gebildeten) Mittelwert von 49,50 DM gekauft werden. Da heißt also, daß schon jetzt diese 63% durchschnittlich 200 DM pro Semester zahlen. Umgerechnet auf 100% der Semesterticket-Variante müßten also etwa 130 DM gezahlt werden, um kostenneutral zu sein. Würden aber, wie es die BVG fordert, 100% der Studierenden 200 Mark zahlen, käme ein erklecklicher Gewinn für die BVG dabei heraus - und die Studenten hätten nichts gewonnen. Kein Wunder also, daß Semtix die Vermutung äußert, die BVG wolle auf Kosten der Studenten ihren Haushalt sanieren.

Das sieht die BVG natürlich anders. In ihrer Rechnung meint sie beweisen zu können, daß z. Zt. durchschnittlich sechs mal im Semester 53,60 DM gezahlt werden - insgesamt also ca. 320 DM (Semesterticketpreis bei 100% dementprechend 205 DM). Interessant dabei ist die Annahme, daß ca. 2500 Berliner Studenten so blöd sind, durchschnittlich 47 mal pro Monat einen Einzelfahrschein im Ost-West-Durchschnittspreis von 3,41 DM zu kaufen, monatlich knapp 160 Mark. Die würden natürlich bei dem BVG-Semesterticket das Geschäft ihres Lebens machen und 755 DM pro Semester sparen.

Bei der Realitätsferne dieser Annahme scheint die Vermutung von Semtix realistisch, die BVG wolle unter keinen Umständen unter 200 DM gehen, und habe deshalb ihre Realität diesem Wert angepaßt und nicht umgekehrt.

In der Presseerklärung von Semtix zum Abbruch der Verhandlungen heißt es dann auch, die BVG versuche, das Semesterticket zu blockieren. Die Verkehrsgesellschaft, die eigentlich bemüht sein müßte, mehr Kunden für das Umsteigen in die Öffentlichen zu interessieren, hat womöglich Angst vor dem

Ansturm der Studenten. Pressesprecher Watzlack formuliert es so: "Wenn wir auf bestimmten Strecken dann die Kapazität verdoppeln müssen, rechnet sich das bei diesem Preis nicht mehr."

Wieder einmal beweist Berlin seinen provinziellen unflexiblen Charakter. Derzeit gibt es in der Bundesrepublik mehr als zwanzig Semestertickets, Tendenz steigend. "Es läßt sich absehen, daß die Hauptstadt mit ihren drei Universitäten und einem Dutzend Fachhochschulen einer der letzten Hochschulstandorte sein wird, der ein solches Ticket einführt." Traurige Bilanz von Semtix.

Dabei bräute die Einführung eines Semestertickets auch Vorteile für die BVG. Immerhin bezahlen alle, währenddessen nur knapp zwei Drittel wirklich die U-Bahn & Co. nutzen. Hinzu kommt die Einsparung an Verwaltungsaufwand beim Verkauf der Wertmarken, der nach BVG-Angaben erstaunliche 15% beträgt. Auch die Auslastung der öffentlichen Verkehrsmittel wäre besser, da Studenten meist nicht zur rush-hour fahren. Und letztendlich käme so Semester für Semester ein fest kalkulierbarer Posten in die BVG-Kasse, der auch noch im Voraus entrichtet wird, ein finanztechnisch nicht zu unterschätzender Faktor.

Noch ist allerdings nichts verloren, auch wenn die Zeit drängt, denn die Organisation der notwendigen Urabstimmungen an den Hochschulen kostet Zeit und Geld. "Sofern nachvollziehbare Kalkulationen vorliegen, sind wir jederzeit zur Wiederaufnahme der Verhandlungen bereit", läßt Semtix die BVG in ihrer Presseerklärung wissen. Wie es weitergehen soll, ob und wie Druck von seiten der Studentenschaft gemacht werden kann, sollen am 17. Mai berlinweite Vollversammlungen klären. An der HUB findet diese am Mittwoch, dem 17. Mai, um 12 Uhr im AudiMax statt.

Es gibt Beispiele dafür, wo Drohungen der Studenten in ähnlicher Situation an anderen Städten, die Innenstadt zuzuparken, ein Einlenken der Stadtväter und -mütter erzwang. So viele Autos werden die Studenten Berlins zwar nicht haben, aber bestimmte Bereiche der City mit 100 000 Fahrrädern lahmzulegen, wäre doch auch recht eindrucksvoll...

ojoff

„Persönlich beleidigte Empfindlichkeit“

Interview mit FU-Präsidenten Gerlach über den Streit um das Justizprüfungsamt, den Sparmaßnahmen an den Berliner Universitäten und die Schwierigkeit der Universitäts-Präsidenten, miteinander zu reden.

UnAUF: Frau Dürkop hat Mitte April eine Presseerklärung abgegeben, in der sie schreibt, daß der Präsident der FU sich in unhaltbaren Verdächtigungen gegenüber der juristischen Fakultät der Humboldt-Universität ergeht und eigene Wahlinteressen seinen sachlichen Blick trüben...

Gerlach: Peinlicher kann man sich nicht äußern. Das ist ungefähr das gleiche Niveau, mit dem die Justizsenatorin mir, weil ich sie mit einem Skandal konfrontiere, Skandalierung vorwirft. Ich habe in der ganzen Auseinandersetzung keine Silbe gegen die HUB gesagt, und auch keinen Kollegen, geschweige denn die Präsidentin, angegriffen. Mir geht es

um die seriöse Funktion des Prüfungsamtes und die nötige Chancengleichheit. Daß man aus meiner Kritik am Justizprüfungsamt (JPA) einschließlich der praktizierten Ungleichbehandlung der HUB einerseits und der FU andererseits einen Angriff gegen die HUB macht, ist eine Verdrehung.

Was hat Sie denn überhaupt bewogen, sich derartig öffentlichkeitswirksam in die Diskussion der beiden juristischen Fakultäten einzumischen?

Ich bin erst zu dem Thema gekommen, weil ich ganz konkrete Anhaltspunkte von Examenskandidaten dafür hatte, daß der Präsident des JPA gut zwei Wo-

chen vor einer Examensklausur deren Inhalt in einem Repetitorium an der HUB im wesentlichen besprochen hatte. Das war und ist für mich unhaltbar.

Herrschaftswissen des JPA

Die Justizsenatorin hat diesen Tatbestand zunächst in Abrede gestellt. Der besprochene Fall ließe schon wegen seiner anderen „Einkleidung“ eine Ähnlichkeit vermissen. Dann haben die Studenten in Anwesenheit des Wissenschaftsensors wiederholt, was sie mir berichtet hatten. Und auf die schriftliche Mitteilung dieser Aussagen schrieb mir die Senatorin, gleiches habe ihr der Präsident des JPA auch schon mitgeteilt, womit sie dessen Vorgehen implizit für korrekt erklärt.

Das ist in meinen Augen ungeheuerlich - zunächst wird ein Vorgang geleugnet und wenn dies nicht mehr geht, wird er auch noch für rechtens erklärt!

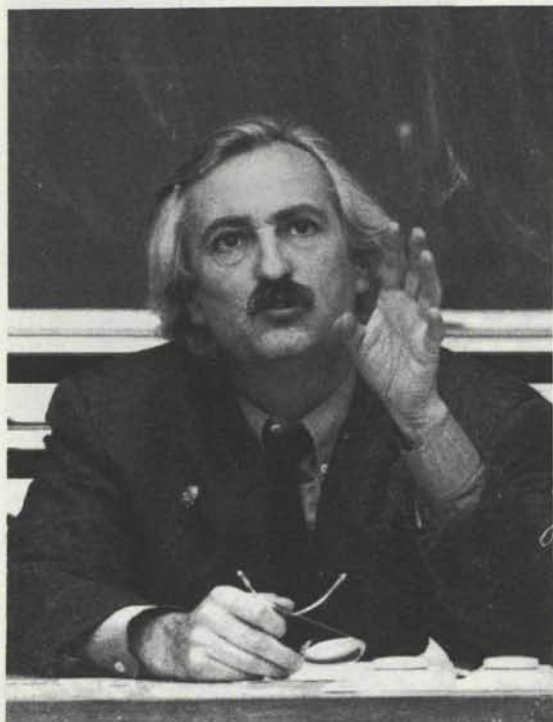
Wenn der JPA-Präsident in dem Wissen um eine konkrete Examensaufgabe den betreffenden Stoff an einem anderen Fall vorher im Repetitorium behandelt, dann ist das kein Zufall, wie er sonst im Repetitorium vorkommen kann, sondern eine „Zufallssteuerung“, die völlig regelwidrig ist.

Das ist das Problem, und das hat zunächst überhaupt nichts mit der HUB zu tun.

Sie bleiben bei ihren Vorwürfen gegenüber dem Justizprüfungsamt?

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Erhardt....





Unbedingt. Der Präsident des JPA will seine Äußerung, die er in diesem *ad rem*-Artikel gemacht hat, so verstanden wissen, daß er natürlich nicht die jeweiligen Fälle abgleicht, sondern nur den Fallstoff. Aber das ist genau die Frage, wie konkret er das macht. Denn wenn dies sehr konkret geschieht, dann war der, der an diesen Kursen teilgenommen hat, regelwidrig begünstigt.

Und wenn dieser Zustand nun legitimiert wird, dann müßte jeder Examenskandidat, der Verstand hat, nur zu diesen Repetitorien gehen. Es gäbe eine Wanderbewegung zu den JPA-Repetitorien wegen ihres Herrschaftswissens.

Die FU hat Repetitorien des JPA mit der Begründung abgelehnt, daß die Prüfer des JPA zur Durchführung von Lehrveranstaltungen nicht ausreichend qualifiziert wären.

Als Präsident der FU kann ich kein Urteil über die Qualität der Prüfer des JPA in Sachen Lehre abgeben.

Aber das entscheidende Problem liegt nicht in deren Lehrqualität und wird auch nicht dadurch behoben, daß die JPA-Mitglieder einmal an der HUB ihre Kurse anbieten und einmal an der FU. Das wäre, wenn man es wirklich so machte, wie es denen offenbar vorschwebte, eine ständige Karawane. Alle Jura-Studenten in Berlin in Examensnähe müßten gefälligst dorthin gehen, wo diese JPA-Prüfer sind, denn die haben das Herrschaftswissen.

Halten Sie es denn generell für sinnvoll, wenn Praktiker der Justiz,

also beispielsweise Richter oder Rechtsanwälte in die Examensvorbereitung einbezogen werden?

Ja. Schon allein deswegen, weil auch das erste Examen eine gewisse praktische Komponente hat, und wenn man die respektiert, dann sollen auch Praktiker lehren. Ich fände es sogar sinnvoll, wenn Leute aus dem JPA nach einem erfolgten Examenstermin anschließend anhand der ausgegebenen Klausuren ihre Vorstellungen von deren angemessener Behandlung darböten. Das wäre ein Einblick in die konkrete Prüfungspraxis des JPA. Das hätte informativen Wert, man würde auch die Personen kennenlernen usw.

Wäre das ein Weg, wie der Streit zwischen beiden Universitäten geschlichtet werden könnte?

Ich denke, daß beide Fakultäten zu einem derartigen Verfahren und vielleicht zu einem gemeinsamen Repetitorium bereit sein könnten.

Gemeinsames Repetitorium von FU und HUB

Warum dann die ganze Aufregung?

Die Senatorin hat sich voreilig falsch festgelegt und beharrt nun darauf. Ich habe die Senatorin vor diesem Fall auch für eine vernünftige Person gehalten, und mit dem JPA-Präsidenten hat mich nie ein Konflikt verbunden. Es geht hier nicht um irgendwelche abwegigen persönlichen oder politischen Rechnungen. Aber man tritt mir gegenüber so auf, als sei der, der auf ein Problem aufmerksam macht, der Übeltäter.

Ich hätte genauso gehandelt, wenn der Fall andersherum passiert wäre. Stellen Sie sich vor, hier sitzen Studenten vor mir und erklären mir ihre Beschwerden. Ich habe doch eine Pflicht ihnen gegenüber, und die Senatorin kennt völlig, daß sie auch eine Pflicht allen Studierenden gegenüber hat, so daß sie den Vorgang

nicht als einen Politikampf zwischen einer Universität bzw. mir und sich betrachten kann. Das ist unseriös.

Ich verstehe auch nicht, daß die Kollegen von der HUB nicht merken, daß durch solche Regelwidrigkeiten des JPA-Präsidenten ihre eigene Integrität in Frage gestellt wird. Erst die unterbliebene eigene Reaktion darauf und die persönlich beleidigte Empfindlichkeit danach haben zu einem Konflikt zwischen den beiden Fakultäten geführt, der unnötig ist.

Glauben Sie wirklich, daß die geringere Durchfallquote an der HUB nur auf die drei Mitarbeiter des JPA zurückzuführen ist?

Wie käme ich dazu? Es ist ja durchaus so, daß die HUB in der Aufbauphase in den höheren Semestern wenig Studenten hatte und in den ersten Semestern durch einen numerus clausus eine überschaubare Anzahl neu zugelassen war. So konnte man eine ganz gute Betreuung anbieten. Ich denke schon, daß es von den objektiven Quantitäten und von der Aufbaueuphorie - wie vielleicht auch von einer besonderen Verantwortung des Lehrkörpers her - Umstände gibt, die erklären, warum die HUB besser dasteht.

Im übrigen sind hohe Durchfallquoten noch kein Ausweis für eine großartige Kultur des Exams und seiner Neutralität, wie umgekehrt die universitären Prüfungen mit ihren geringen Durchfallquoten noch nicht für falsche übermäßige Vorinformationen stehen.



Die HUB steht besser da

Rechnen Sie mit Klagen gegen eine Klausur?

Ich kann mir vorstellen, daß der eine oder andere nach Rückgabe der betreffenden Klausur auf das Problem der Ungleichbehandlung hinweist. Und ich gehe davon aus, daß, wenn eine konkrete Beschwerde faßbar ist, die Gerichte niemals akzeptieren, was sich hier abgespielt hat. Aber es ist noch eine andere Frage, ob man seine schlechte Note damit relativieren kann, daß anderswo 30 Leute in einem Repetitorium regelwidrig vorbereitet worden sind. Das ist ein Problem für sich, und ich kann mir vorstellen, daß die Gerichte das trennen.

Die Klausur im UN-Kaufrecht soll aber wiederholt werden?

Die Justizsenatorin spricht davon, daß den FU-Studenten wahlweise eine zweite Klausur angeboten werden soll. Das hat sie mir zwar nicht schriftlich gegeben, aber im Rechtsausschuß erklärt. Das ist ein typisches Einlenken nach dem Motto: Ruhe vor Problemlösung. Denn das Problem liegt bei der fehlenden Koordinierung. Der Präsident des JPA kennt das Problem der Koordinierung. Es wäre natürlich richtig gewesen, bei einer Klausuraufgabe, die aus dem Bereich HU kommt, sich bei FU-Kollegen zu erkundigen, ob die Aufgabe auch für FU-

Studenten geeignet ist. Stattdessen hat er bei den Humboldt-Kollegen rückgefragt. Da sehen Sie eine personelle Verwobenheit, die offenkundig zu unangemessener Amtsausübung führt.

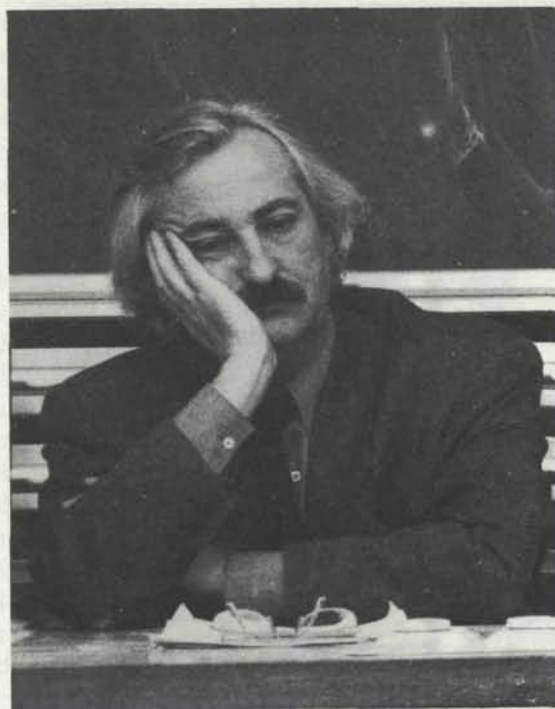
Die Justizsenatorin schlägt auch vor, die sogenannten „kleinen“ Wahlfächer - Rechtssoziologie, Rechtsgeschichte, Völkerrecht usw. - nur noch an einer Universität anzubieten.

Das hört sich an, als redete der Finanzsenator vom Abbau von Doppelangeboten. In Wirklichkeit erfüllt das JPA seine eigene Koordinierungsaufgabe nicht, und damit es keine mehr hat, soll irgendwo ein Bereich abgeschafft werden. Das ist ja nun nicht gerade ein Beitrag zum sinnvollen Universitätsaufbau. In den anderen Bundesländern klappt die Koordinierung.

Mehr Praxisanschauung im Studium

Finden Sie es generell sinnvoll, den privaten Repetitorien das Wasser abzugraben?

Grundsätzlich ja. Aber das Problem liegt woanders: Es gibt Professoren, die meinen, wenn sie auch Geld für ihre Lehre nähmen, würden die Studenten auch besser lernen. Ich meine jedoch, daß gute Repetitionen sich zum Gelderwerb enorm einsetzen, während nicht alle Professoren eine geldwerte Examensvorbereitung leisten. Da wir an den Universitäten kein Zusatzgehalt zur Honorierung guter Lehre vergeben können, müssen wir vor allem die ideelle Komponente stärken, so daß sich insgesamt die Professorenschaft allgemein für den Lehrerfolg mehr verantwortlich fühlt. Dazu gehört auch eine stärkere wissenschaftlich-universitäre Orientierung bei dem ersten Staatsexamen. Es kann nicht



sein, daß der Praktiker vom Gericht X den vorgestern vom BGH entschiedenen Strafrechtsfall abfragt, und wenn der Student diese letzte Variante einer neuen Idee des BGH nicht findet, hat er Pech gehabt. Das JPA müßte darauf hinwirken, daß die Praxisorientierung etwas reduziert wird.

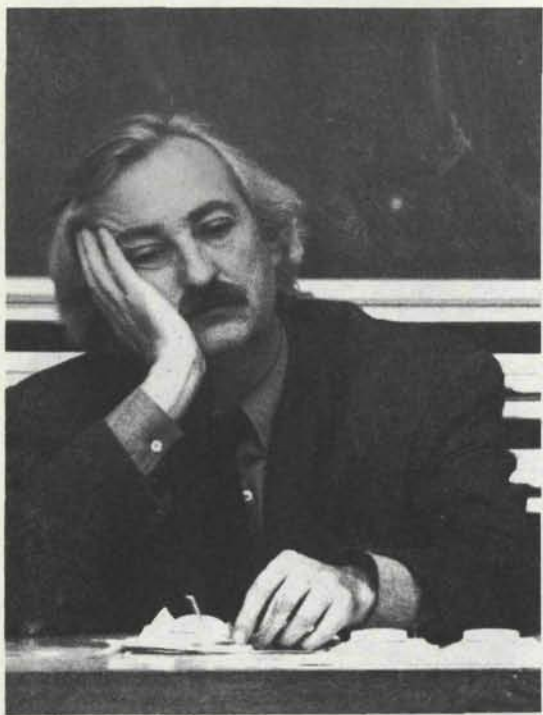
Andererseits bin ich dafür, daß mehr Praxisanschauung ins Studium kommt, also z. B. im Zivilprozeßrecht Prozeßspiele durchgeführt werden, daß hervorragende Strafverteidiger mit Lehraufträgen und meinetwegen auch mit Honorarprofessuren für die Universitäten gewonnen werden - das ist eine Ebene, wo die Universitäten einiges nachzuholen hatten.

Eine bodenlose Einseitigkeit der HUB

Herr Gerlach, zurück zur Berliner Hochschulpolitik. Kann sich Wissenschaftssenator Erhardt angesichts des Streits zwischen FU und HUB nicht in Sicherheit wiegen?

Natürlich gibt es eine Konkurrenzsituation zwischen FU und HUB, das ist gar nicht zu bestreiten. Nur, das Problem beider Universitäten liegt vor allem darin, daß die fachliche Kooperation zwischen den meisten Bereichen zwanglos funktioniert, wir aber insgesamt in Konkurrenz um zuwenig Geld stehen.





Die Stimmung an der HUB ist noch eine andere. Dort fühlt man sich von den beiden anderen Universitäten in Stich gelassen.

Das ist eine bodenlose Einseitigkeit, zumal die HUB uns bei den bisherigen übermäßigen Kürzungen keineswegs Hilfe angeboten hat. Als im Zuge des Hochschulstrukturplans an der FU 10.000 Studienplätze abgebaut werden mußten, hat von uns keiner gesagt: Das geht nicht, das muß mit der HUB durch einen reduzierten Aufbau dort geteilt werden. Wir haben zwar bildungspolitisch protestiert, daß in Berlin soviel Studienplätze abgebaut werden und hier vom Quantum her ein Provinzniveau entsteht. Aber als Institution haben wir gegen vereinzelte Proteste, vor allem von studentischen Gruppen, diese Reduzierung hingenommen. Politisch - einheits- und finanzpolitisch - konnten wir das nicht abwenden.

Verglichen mit München, Frankfurt oder Köln hat Berlin umgerechnet auf die Bevölkerungszahl viel weniger Studienplätze, aber Berlin ist auch eine arme Stadt und schließt sich eventuell demnächst einem armen Bundesland an.

Also geht der Abbau von Studienplätzen in Ordnung?

Natürlich nicht. 100.000 Studienplätze oder weniger hat mit irgendeiner Form von Hauptstadtanspruch überhaupt nichts zu tun. Die Studenten und die Universitäten gelten in Berlin zu sehr als lästige Kostgänger. Was sie eigentlich für eine solche Stadt bedeuten - von dem

Faktor der Jugend bis hin zum Faktor des Geldes - wird oft unterschlagen. Bei den Geistes- und Sozialwissenschaften zum Beispiel kostet ein Student im Schnitt 5.000 Mark im Jahr. Wenn 50% von ihnen von außerhalb nach Berlin kommen und nur 1000 Mark monatlich mitbringen, dann bringen sie in die Stadt mehr Geld, als die gesamte Ausbildung kostet. Und dann sehen Sie einmal das lebendige Potential dieser akademischen Jugend, die nach Berlin kommt. Wir wollen doch nicht die Verhältnisse einer Kleinstadt idealisieren, wo die Studenten abends nach Hause fahren und wie Fahrschüler leben und natürlich in kürzerer Zeit Examen machen - wir sind doch hier in Berlin!

Die Bildungspolitik in Berlin ist auf einer Abfahrt

An ihrem schlechten Ruf haben die Universitäten aber auch kräftig mitgewirkt. Ihnen ging es zu Westberliner Zeiten zu gut.

Wir reden ja nicht davon, was „gestern“ zugegeben falsch gemacht worden ist, sondern wir reden davon, wie wir es künftig richtig machen. Die Bildungspolitik in Berlin ist auf einer Abfahrt, die falsch ist für die Stadt. Aufgrund der Fehler der Vergangenheit haben wir ja auch den Abbau von 15.000 Studienplätzen im Westteil akzeptiert und mit keinem Finger auf den Sollplan zum Aufbau der HUB verwiesen.

Doch was sich seit 1993 abspielt, ist ein Unding. Wir an der FU hatten einen Abbauplan, der zunächst bis 1996 Kürzungen von rund 30 Millionen DM vorsah, und in Wirklichkeit sind es jetzt schon insgesamt 80 Millionen, und an der HUB blieb der Sollplan immer noch garantiert. Ist nicht unter den gegenwärtigen

Finanzverhältnissen die Aufbauplanung für die HUB etwas zu großzügig ausgefallen?

Jetzt kommt erstmals bei der pauschalen Minderausgabe auch eine Kürzung des Sollplanes der HUB, und ich denke, daß das überfällig ist, wenn weitere Kürzungen erfolgen.

Müßten nicht die Universitäten gemeinsam mit dem Finger auf das Land Berlin zeigen, wo es viel höhere Sparpotentiale gibt, als einander zu bekriegen?

Aber das tun wir doch. Der Kampf gemeinsam nach außen ist doch nicht aufgegeben, weil wir, wenn wir ihn nicht gewinnen können, intern über die Verteilung Probleme miteinander haben.

Aber, als wir im Westteil übermäßige Kürzungen mitzumachen hatten, da hat sich die Humboldt-Universität nicht hilfreich erklärt, etwa nach dem Motto: das trifft die FU zu viel, das geht nicht, wir würden gerne etwas mittragen. So wird aber jetzt argumentiert, als müßten wir bei den nunmehr erstmals die HUB treffenden Kürzungen sagen: „Das ist zu viel, das müssen wir mittragen.“ Wir werden uns schon noch gemeinsam gegen die pauschale Minderausgabe wehren!

Frau Dürkop und ich hatten eine gute Gesprächsbeziehung



Wie kommt man aus dem Dilemma heraus, daß die Universitätspräsidenten nur noch über Zeitungen miteinander reden?

Das ist ja nicht wahr. Im Augenblick haben Sie vielleicht Recht, daß sich Frau Dürkop so verhält, aber das war bisher nicht üblich. Wir hatten eine gute Gesprächsbeziehung, die offen genug und gut genug war, daß wir uns untereinander auch unangenehme Dinge sagen konnten, ohne damit etwas zu zerreißen.

Für die HUB stellt sich das Problem, daß neuberufene Professoren gehen, weil sie durch die Sparmaßnahmen bedroht sind.

Sehen Sie! Das erleben wir hier ganz genauso. Wenn hier in den Fachbereichen ständig weiter gekürzt werden muß, und da ist ein hervorragender Naturwissenschaftler, der von seinen Assistentenstellen eine kürzen muß, während er andernorts mehr bekommt, dann verläßt er uns wahrscheinlich. Das ist hier genauso, gilt aber an der HUB mit einem gewissen Recht als besonders bedrohlich, weil die Neuberufenen gerade gekommen sind und schon wieder gehen; statt das Schiff mit vollen Segeln aufs Meer zu fahren, tuckert man im Wattenmeer herum.

Universitäten haben keine Wertigkeit

Wäre es nicht sinnvoller, wenn die Universitäten sich viel stärker öffentlichkeitswirksam verteidigen würden?

Wir kriegen keine Resonanz, das liegt nicht an unserer verfehlten oder unfähigen Selbstdarstellung und so weiter. Wenn Sie die Vorurteilsstruktur im politischen Raum sehen, dann haben wir keine Wertigkeit. Natürlich könnte ich auch bestimmte Großprojekte des Landes Berlin in Frage stellen, aber wir haben nicht die parlamentarische Macht, das zu entscheiden. Und wenn die Politiker nach zig Bemühungen den universitären Wert nicht einsehen, dann bleibt nur noch der öffentliche Krach, nachdem auch öffentliche Kritik kaum noch wirkt. Es hat allerdings wenig Sinn, ein einzelnes Spektakel zu machen und hinterher bleibt alles wie vorher. Es muß im Grunde eine Bewegung sein. Auch die Universitätsmitglieder wissen natür-

lich, daß das Land im Augenblick verdammt Probleme hat, wenn Sie etwa die Arbeitslosigkeit als Stichwort nehmen: Daß die Politiker gleichzeitig nicht merken, daß sie an den Universitäten gerade qualifizierte Arbeitsplätze abschaffen, zeigt deren bekannte Blickverengung.

Was müßte man denn Ihrer Meinung nach tun, um aus dieser mißlichen Lage herauszukommen?

Wir West-Unis haben die Aufgabe, uns am eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen. Gleichzeitig muß der Kampf um mehr Respekt für die Universitäten als Zukunftsinvestition breiter werden. Allerdings ist ein Studium, wenn nicht als Privileg, so doch als Vergünstigung anzusehen, so daß man besondere Leistungen erwarten darf. Wer soll uns helfen wenn nicht wir selbst? Ich hab das einmal sarkastisch so ausgedrückt: Wenn einem das Wasser bis zum Hals steht, dann darf man den Kopf nicht hängen lassen.

Sind die Universitäten genug mobilisiert?

Wird es den geplanten gemeinsamen akademischen Tag der Universitäten als Ausdruck eines gemeinsamen Protests noch geben?

Einen Protesttag halte ich allemal für berechtigt, aber es gibt dabei ein Problem: Sind die Universitäten genug mobilisiert, daß es auch ein demonstrativ deutlicher Tag wird? Denn wenn dann von allen Universitäten nur ein paar tausend Leute zusammenkommen, dann ist das eher ein Schlag ins Wasser. Ich weiß nicht, wie weit die Mobilisierung momentan wirklich reicht.

Herr Gerlach, sie wollen noch einmal Universitäts-Präsident werden?

Ich gehe davon aus, daß es auch nach der Meinung vieler FU-Mitglieder sinnvoll ist, wenn ich für die nächste Amtsperiode erneut kandidiere. Vier Jahre sind relativ kurz und erforderten auch Einarbeitungszeit. Wenn man das in dieser schwierigen Zeit vier Jahren mit einigem Erfolg gemacht hat, erscheint es vernünftig, kontinuierlich dabeizubleiben, sofern sich keine überzeugend besseren Alternativen aufdrängen.

Die Fragen stellten -k und jot

Go East

"HuBart"

**Café - Kneipe
im Ostflügel**

offen

Montag bis

Freitag

9 - 18 Uhr

Donnerstag

9 - 24 Uhr

Also:

Raus aus

der Mensa -

Rein ins

Vergnügen

!!!!!!!

Quer Einsteiger

Wer das Physikum im Frühjahr besteht, kommt im Sommer ins fünfte Fachsemester - mag man glauben...

An der Charité gilt seit Wintersemester 1992 eine neue Approbationsordnung d. h. Prüfungsordnung für die Studierenden der Medizin. Welche anderen Veränderungen dieser vor nun über zwei Jahren eingeführten Prüfungsordnung vorausgingen braucht hier nicht ausgeführt werden. Fazit ist, daß staatlich organisierte, eben „Staatsprüfungen“ das Studium durchziehen, die in der ganzen Republik an allen medizinischen Fakultäten identisch sind, und in ihrer Konzeption ursprünglich vor allem Chancengleichheit auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Grundlegend für das neue System war und ist für die Studierenden, daß ihnen die Fortsetzung des stark verschulden Studiums zu jedem Semester ermöglicht werden muß, denn sonst verliert derjenige, der durch eine Staatsprüfung durchfällt ein ganzes Jahr seines Studiums, anstatt wie sowieso schon hart genug, ein Semester.

Als ich nach der vorlesungsfreien Zeit wieder durch die Türen der Alma mater berolinensis schritt, um mir pflichtbewußt meinen neuen Stundenplan für das sechste Fachsemester aufzuschreiben und mich durch die Aushänge der verschiedenen Institute zu lesen, machte ich eine verblüffende Entdeckung:

Es waren Vorlesungen und Seminargruppen für **QUEREINSTEIGER** eingerichtet worden!

Scheinbar waren so viele Biologen, Philosophen, Sinologen, Bau-Ing's und Gartenbauarchitekten, Fischwirtschaftler, Kristallographen sowie Neogräzistiker ihren Fachwissenschaften untreu geworden, um mit bereits erworbenen Scheinen QUER ins Medizinstudium EINZU-STEIGEN. Zuerst wußte ich nicht, ob ich mich freuen oder verwundert sein sollte. Doch schnell stellte sich heraus, daß die vermeintlichen QUEREINSTEIGER

keine Exotik in mein Studium bringen sollten, sondern „ganz normale“ Medizinstudenten des fünften Fachsemesters sind.

Seit geraumer Zeit gilt nämlich in diesem unseren Lande eine neue Approbationsordnung für Ärzte, nach der der erfolgreiche Physikumsprüfling sowohl zum Wintersemester, als auch im Sommersemester mit dem Studium (also dem fünften Semester) fortfahren kann.

Kurz darauf bemerkten die frisch gebackenen Studierenden der Klinik, daß diese Fehl titulierung durchaus einen handfesten und folgenschweren Hintergrund hat, denn viele Dozenten in den entsprechenden Kursen haben noch nicht mitbekommen, daß auch an der Charité das neue Prüfungsverfahren gilt, und sie sich falsche Vorstellungen vom Wissensstand ihrer jeweiligen Schützlinge machen.

Die Fünftsemestler müssen also in den Lehrplan integriert werden, was nicht bedeutet, daß nun alle Veranstaltungen zweimal im Studienjahr angeboten werden müssen. Die Innere Medizin z. B. trägt der Situation insofern Rechnung, als eine Propädeutikvorlesung wöchentlich gesondert für die Fünftsemestler stattfindet, damit sie Ihr Studium nach dem Physikum nicht nur mit „chronischer Polyarthritis“ und „Wegner'scher Granulomatose“ beginnen. Leider hat ein Vorhaben, diesen Studierenden einen mit Vorlesungswissen fundierten Zugang zum Mikrobiologiepraktikum zu verschaffen, bereits die abstrusesten Hindernisse erfahren. Dabei wäre es doch organisatorisch praktisch, wenn sie jetzt im Sommersemester (zusammen mit den Sechstsemestlern) das Praktikum absolvierten, anstatt ein Extrapraktikum im Winter einzurichten.

Notwendig ist, daß es den Frühjahrsphysikumsprüflingen ermöglicht wird, in zwei Semestern all jene Scheine zu absolvieren, die für das erste Staatsexamen vom Gesetzgeber vorausgesetzt werden, damit sie nicht unnötig Zeit bzw. Semester (und damit evtl. BAFöG etc.) verlieren.

Lösungen müssen gefunden werden, hoffen wir daß die Lehrverantwortlichen (mit den Studierenden!?) suchen.

Christian Nolte

Antiquariat

Kurt-Georg Zeisig



Ankauf Verkauf Versand

**Bücher Platten Noten
Partituren**

Ebertystraße 51
10249 Berlin

Tel.: (030) 4 27 37 54

- ständig über 1000 Taschenbücher Stk. 2.- DM.
- umfangreiches Belletristikangebot
- Schallplatten-Klassik (E-Musik) Stk. 5.- DM.
- Noten in reicher Auswahl

Öffnungszeiten: Montag - Freitag 10.00 - 18.30
Samstag: 9.00 - 14.00

Ebertystr. ist Nähe SEZ, Landsberger Allee.

Über alles wächst Gras

Wie steingewordene Vergangenheit im Innenhof aufgebrochen wurde und nun, auf bewuchertem Rollrasengrün, Studenten die Erinnerung aussitzen können

Vor dem Ende der Semesterpause, der Frühling pochte nur höchst vorsichtig in Berlin an die Pforte, kam menschlicher Veränderungswille der Natur zuvor. Der harte Teerplatz im Innenhof des Hauptgebäudes, durch heiße Sommertage von Hitzeblasen geziert, zerbrach unter den herbeigeeilten Preßluftschlämmern in Schollen. Bagger fuhren an und luden die Bruchstücke auf Lastwagen, die durch das sonst so ewiglich verschlossen wirkende zweite Einfahrt- oder Ausfahrttor zur Clara-Zetkin-Straße hin, mit ihrer Fracht, entchwanden. Was dafür kam, war Muttererde und

gerolltes Rasengrün. Wohl mit studentischer Kraft (TUSMA?) wurde Erde verteilt und die gewachsenen Rollteppiche ausgebreitet.

Wo die Natur noch unentschlossen schien, war einem Handstreich gleich an unerwartetem Orte das sprießende Grün zu seinem Lebensrecht verholfen worden.

Noch in den zwanziger Jahren war der Innenhof noch ein kleines Kastanienwäldchen gewesen, mit Rudimenten des ehemaligen botanischen Gartens, der den Flügelneubauten schon gewichen war, wie dem Gingkobaum der schon

am Gemäuer stand. Doch wie alles im Berlin der letzten Kriegstage, -wochen, -monate, wurde die im Machtzentrum auch des Dritten Reiches stehende Universität ein Raub der Bomben auf Berlin oder der Flammen, die auf die Abwürfe folgten. Große Teile des Hauptgebäudes waren zerstört oder schwer beschädigt. Und so war auch der Innenhof nicht unbeschädigt davongekommen. Vielleicht hatte da ja auch die Brennholz suchende Bevölkerung im Kriegswinter 45 ein übriges verrichtet. Es klafften jedenfalls Löcher überall. Doch schon früh wurde die Wiederher-





stellung der Universität unter den Linden neben der Staatsoper beschlossen. Und um dann die Löcher in den Mauern des Gebäudes zu füllen, brauchte es Lagerplatz für Hölzer und Steine. So wurde die freigewordene Fläche des Innenhofs zum Materiallager, das erst am Ende der fünfziger Jahre geräumt wurde. Erst 1960 beginnen hier die ersten Neugestaltungsversuche. Aber noch in den sechziger Jahren war der angelegte Platz mit Schotter bedeckt, der unter anderem als Volleyballplatz genutzt wurde.

Obschon die Universität unter ideologischer Gleichschaltung litt, mit marxistisch-leninistischer Grundausbildung für alle, war doch das Militärische noch eine gewisse Zeit vor die Mauern der Wissenschaft gebannt. Das sollte sich ändern.

So wie die Kampfgruppen der Arbeiterklasse, die Reaktion der Partei- und Staatsführung auf den 17. Juni 1953, plötzlich auch in der Universität vonnöten waren, so wurde mit der Militarisierung der Volksbildung (Einführung des Wehrunterrichts) auch die Ausbildung zum Reserveoffizier zum Muß fast eines jeden männlichen Studierenden. Da reichten nicht mehr die vielen Freiflächen gut bitumierte in unmittelbarer Nähe der Universität (Marx-Engels-Platz, heute

Schloßplatz(?) zum Beispiel), nein alle Zeichen der Zeit schrien nach einem eigenen Versammlungsplatz, der nicht nur ein Antreten in Appellform ermöglichte, sondern auch durch seine harte Oberfläche ein möglichst lautes Stieftreten in Exerzierlaune erschallen lassen konnte. Und so wurde in den siebziger Jahren bitumierte, auch im Innenhof. Die Kampfgruppenübungen hatten ihren Antrittsplatz im Innern der Universität und die Beförderungszeremonien für die frischgebackenen Reserveoffiziere, die sich bereit zeigen sollten für ein neues letztes Gefecht(?), hatten die Mauern der Wissenschaft erklommen.

Das mit dieser Schaffung von freien Plätzen, an denen man Ansammlungen von Menschenmassen organisieren konnte, nicht der

Offenheit und einer Verfügbarkeit für alle das Wort geredet werden sollte, dafür steht auch der bitumierte Innenhof Pate. Denn mindestens eine Überwachungskamera überblickte den Innenhofplatz vom Hauseingangsbereich her und stand für Kontrolle, wo ungezwungenes oder spontan gewolltes Versammeln unerwünscht war.

Noch am 17. Oktober 1989, als die Universität sich zur ersten offenen Diskussion aufschwang, auch offiziell, nachdem die Wiese vor der Mensa-Nord gegenüber vom Deutschen Theater bei erster Versammlung mit Redner auf einem betonierten Papierkorb überzulaufen drohte, wollte man unter allen Umständen eine Ansammlung der Studenten im so überaus gut geeigneten Innenhof verhindern und verlegte diese ersten Gesprächsrunde in verschiedene Hörsäle, auf daß keine unkontrollierbaren Situationen entstehen mochten...

Wie füllt man nun die häßlich dreinschauende und steingewordene Vergangenheit? Die Frage war ein Feld der Phantasie und kannte auch irdische Bedrängnisse seit der Wende. Eine Studentin, die über eine der vielen Teerblasen gestolpert war, sich verletzt hatte und daraufhin Beschwerde einlegte, bot Gelegenheit ein erstes Mal eine Abspernung zu errichten. Sie ging nach we-

nigen Tagen den Weg alles Irdischen. Dann gab es den grandiosen Vorschlag das leidige Hauptmensa-Platzproblem dadurch zu lösen, daß eine gläserne zweistöckige Konstruktion auf dem Innenhof errichtet werden sollte. Der Vorschlag gerann sogar schon in einer teuren Projektstudie zu einer bildlichen Konzeptionsvorlage (UnAUF Nr.47). Allein es fehlte der Mut der Zuständigen ein architektonisches Novum, der gläsernen Louvre-Pyramide in Paris gleich, zu wagen und dadurch doch nicht das Problem der zu geringen Kapazität der Mensa lösen zu können, da auch diese Planung schon aus neuen Platzgründen zu klein geraten mußte... Letztlich kursierte der nicht unanregende Vorschlag unter den Mitgliedern der studentischen Vertretung an der Universität, es doch mit einem Planschbecken im Innenhof zu versuchen. Doch solcher Originalität verschließen sich letztlich, bei aller Einsicht, die verantwortliche Bauabteilung aus der finanziellen Notlage der Humboldt-Universität heraus...

Aus dem 91er Jahr datiert der erste Begrünungsvorschlag, der jedoch durch Bedenken des allgewaltigen Denkmalschutzes bei Veränderungen im und am Hauptgebäude erst einmal abschlägig beantwortet wurde. Auch die UnAUFGEFORDERT tat sich in Nummer 37 mit einem grünfarbenen Titelblatt hervor und schlug einen Rasen als Fußballfeld vor, ob es dazu wohl jetzt kommen muß?

Wohlan, es grünt nun unter früher kargem Stein. Die Sonne umgarnt unsere Leiber und drängt uns schier willenlos auf den naturbelassenen Teppich. Endlich ist ein Platz gewonnen, von dem im studentischen Getümmel Ruhe ausströmt und der den Ort vergrößert, an dem das ewigliche Spiel des Sehens und Gesehenwerdens gespielt werden kann. Doch ach, kommt man zu mitternächtlicher Stunde oder im Morgengrauen, wo noch zu wenig Licht den Platz erhellt, und läuft gar frohgemut über den weichen Grund, da scheppert es, man tritt ins Harte, ins Übelriechende schon auch. Es knackt so hie und da, doch fällt man hin, ist man des Lebens nicht mehr sicher. Von Gäbeln oder Messern, gedankenverloren übers grüne Feld gesät, aufgespießt liegt bald wohl ein Opfer auf dem schönen neuen Gras...

Studieren in... der Westbank



Mit dem Sammeltaxi zur Uni

Willkommen an der Birzeit Universität. Wir möchten Ihnen mitteilen, daß Sie die Möglichkeit haben werden am 'Palestine and Arab Studies Program 1994/95 (PAS)' teilzunehmen. Bitte beachten Sie folgende Informationen, die Ihnen Ihre Ankunft '...in the country and at Birzeit University' erleichtern werden."

Soweit die einleitenden Worte des Antwortschreibens, das mich in Deutschland erreichte und Grund dafür ist, daß ich nun Zeugnis ablegen kann über das Studieren in einem besonderen Umfeld. Die Antwort der Universität beschreibt einen spezifischen Ort und ein unspezifisches Land. Beide wollen unterschieden sein. Jeder Uneingeweihte wird sich jedoch fragen: 'Wo liegt Birzeit und welches Land ist gemeint, für das es scheinbar keinen Namen gibt?'

Mit dem Sammeltaxi fährt man ca. 20 min von Birzeit aus (der genannten Universität) nach Ramallah, einer arabischen Stadt nahe Jerusalem. Jerusalem ist von Tel Aviv aus, dem Ankunftsort aller Flugreisenden, günstig mit dem Bus zu erreichen. Von da aus immer am Strand entlang nach Norden liegt Beirut, nach Südwesten geblickt kann man Kairo vermuten. Von Tunis aus, dem Hauptsitz der PLO noch immer, mit Blickrichtung nach Oslo liegt das alles rechterhand. Das ist die leicht zu bestimmende geographische Lage der bekanntesten palästinensischen Universität. Doch ganz so leicht fällt die politische Verortung nicht. Wo liegt der Ort dieser Universität, an der man studieren kann?

Die palästinensisch-israelischen Friedensverhandlungen sind bereits so weit fortgeschritten, daß erstens ein palästinensischer Staat existiert, über dessen genauen Namen noch basisdemokratisch beraten wird (so etwas braucht seine Zeit), zweitens zumindest eine Annäherung zwischen beiden Seiten

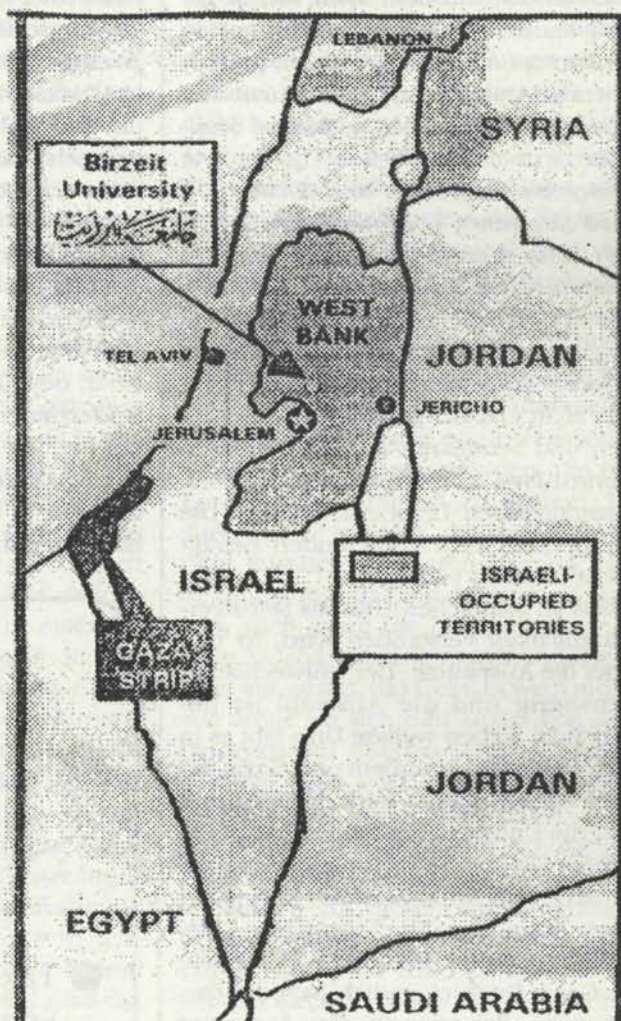
stattgefunden hat, derart, daß der hebräische Term (Eretz=Land) allgemeingültig ist, drittens jedoch, das man, das unweigerlich zu betretende Land israelischerseits nicht benennen will, da man es nunmehr lieber nicht hätte.

Aber wozu das alles? Es gibt doch keine Bezeichnung: Birzeit ist eine palästinensische Universität in der von Israel besetzten Westbank. So ist der Stand der Dinge und doch kann ihn nur der Außenstehende so distanziert und emotionslos aussprechen.

Studien zum Nahen und Mittleren Osten betreibt man am besten im Nahen- und Mittleren Osten, dachte ich mir. Arabisch, Farsi, Hebräisch usw. lernt man am besten dort, wo diese Sprachen auch gesprochen werden. Dies dürfte jedem einleuchten, der davon hört. Die Birzeit Universität mit einer vergleichsweise hohen Konzentration qualifizierter Lehrkräfte und für Übersee-Studenten (von hieraus zählen dazu auch alle Europäer) leicht zugänglichen Universität im arabischen Sprachraum, bot sich hier besonders an.

Die auf einem Hügel nahe des Dorfes Birzeit gelegene Universität erreicht man in der Regel mit einem Sammeltaxi oder einem Bus. Ihren Ursprung hat sie in einer 1924 gegründeten kleinen Schule, heute auf neuem Campus aus vier Fakultäten bestehend (*Faculties of Arts, Commerce*

and Economics, Engineering and Science). Getragen wird die Uni von einem unabhängigen *Board of Trustees* (einem treuhändlerischen Aufsichtsrat), der sich aus Lehrkräften und Unternehmern der palästinensischen Gesellschaft zusammensetzt. Die Finanzierung erfolgt mittels privater Spenden und Darlehen sowie internationaler Zuschüsse. Arabisch ist die offizielle Sprache, obgleich Englisch in einigen Kursen gleichwertig verwendet wird. Innerhalb der letzten zwanzig Jahre hat sich die Anzahl der eingeschriebenen Studierenden von einigen hundert auf derzeit 2850 erhöht. Die Uni, gleichermaßen von christlichen und muslimischen Studierenden besucht, ist an Frei- und Sonntagen geschlossen. Ein Zustand, an den man sich nur schwer gewöhnen kann, mal vom religiösen Fairplay abgesehen, vor allem vor dem Hintergrund, was man an zu-



sammenhängenden Wochenenden alles unternehmen könnte. Diese Überlegung tritt jedoch weit in den Hintergrund, wenn man von der allgemeinen Bewegungsmöglichkeit der Bewohner der

Westbank weiß. Die Bewegungsfreiheit vieler palästinensischer Studierender, all jener, die nicht aus Jerusalem stammen ist beschränkt. Bewohner der Westbank und Gaza müssen eine besondere Genehmigung für eine Reise zwischen den beiden Territorien und einem jeweiligen Aufenthalt in diesen beantragen. Gleiches gilt für einen Aufenthalt in Israel einschließlich des Ostteils Jerusalems. Das die Erteilung von Genehmigungen dieser Art eine ernste Hürde darstellen, ist bekannt. Für Studierende aus Gaza in der Westbank kommt es in diesem Zusammenhang zu entscheidenden Problemen. Die Uni Birzeit war während der Intifada geschlossen (10.4. 1988-29.4. 1992). Was es für eine Uni bedeutet, unter einer Militärverwaltung zu arbeiten, das sind andere Kapitel für sich.

Das PAS-Programm ist ein seit Herbst 1993 existierendes Studienprogramm für Studenten und Graduierte, die aus dem Ausland nach Birzeit gelangen. Es beinhaltet Sprachkurse in Modernem Arabisch auf vier, in gesprochenem Arabisch auf zwei Kursstufen und bietet in Englisch gegebene Seminare zu unterschiedlichen Themen wie beispielsweise: *Islam and Society* (Dr. Ziad Abu Amr), *The Palestinian Society* (Dr. Lisa Taraki), *Arab Woman in Literature* (Dr. Suha Sabagh), *The Arab-Israeli Conflict*. Nicht-Muttersprachler im Englischen müssen einen TOEFL-Test oder ein Equivalent vorweisen, Teilnehmer an in Arabisch gehaltenen Vorlesungen und Seminaren müssen Arabischkenntnisse auf einem akademisch akzeptierbaren Level nachweisen. Die Gruppe der PAS Studierenden beträgt nicht mehr als vierzig.

Was an westlichen Unis als Selbstverständlichkeit verstanden wird, ist hier eher die Ausnahme: Der Uniwechsel ist schwierig und die Auswahl ist beschränkt. Sieben weitere Unis gibt es in der Westbank, Jerusalem und Gaza, deren Studienangebot stark differiert und nur die Universität in Nablus, sie ist die größte Uni mit 5200 Studierenden, bietet Magisterabschlüsse neben Birzeit und dazu in anderen Studiengängen. Oder es gibt noch die Islamische Universität in Gaza. Doch eigentlich ist jeder Studierende, der seine Studien fortsetzen und erweitern möchte, angehalten ins Ausland zu gehen, das ist der Mehrzahl nicht möglich. Wird es jedoch praktiziert stehen an erster Stelle die Vereinigten Staaten.

Und wie ist man als ausländischer Studierender angesehen? Natürlich

ist man als PASler willkommen, wird glaubhaft versichert. Aber warum kommt man denn aus Übersee, um mal für ein bis zwei Semester in Birzeit zu studieren (?), wird auf einem gemeinsamen Treffen mit einigen palästinensischen Studierenden gefragt, das am Anfang meines Aufenthaltes von einer Art Asta-Sprecherin organisiert wurde. Da wurde dann ziemlich genau beobachtet wie man sich als 'Adjnabi' (Ausländer) so gibt: Hat man nichts ernsthafteres zu tun? Zum Arabisch lernen ist man gekommen, naja mag ja sein, da hat man wenigstens jemanden mit dem man sein Englisch praktizieren kann. Das mit dem Arabisch, einer Sprache wie ein Ozean, ob das was wird? Warum begibt man sich mit allen Freiheiten versehen in ein Quasi-Gefängnis, wie es die Mehrzahl der Studierenden empfindet? Andererseits ist man hoffentlich nicht von der Krankheit befallen, mal mit den netten Dritte-Welt-Döseln zusammenleben zu wollen, so fürs persönliche *adventure-package* "autochtone Spezien" zu erleben? Man ist also wirklich gekommen, um den Nahen- und Mittleren Osten, arabische Literatur und islamische Einflüsse auf die Gesellschaft zu studieren, diesmal nicht mittels der von Ferne geführten Forschung und bar jeglicher wissend-unwissenden heimatlichen Presse, sondern vorort? Alle Achtung. Und... man arbeitet auch nicht für den Muchabarat, den Geheimdienst?! Und weiter: Studentinnen des PAS-Programms bitten um Rat. Wie schließt frau Freundschaft mit Palästinenserinnen? Mit Männern, und jede in der Region gewesene Frau hat das erfahren, gäbe es keine Proble-

me, aber deshalb sei frau nicht gekommen. Warum, ist das so schwierig? Abgesehen von allgemeinen Berührungsschwierigkeiten spiele da auch Eifersucht mithinein, kommt die Antwort prompt. PASlerinnen lenken per se Blicke und Interesse auf sich. Depardieus Green-Card Episode in den USA ist hier eine oft ernsthaft durchgespielte Variante, ein ausländischer Paß würde Welten öffnen. Die Diskussion verläuft sich in Banalitäten. Insgesamt zeigt sie, wie wenig man voneinander weiß. Gedanken und Befürchtungen, die solche Fragen aufkommen lassen sind begründet, dialogfördernd sind sie nur mit der notwendigen Bereitschaft auf beiden Seiten. Chancen sich kennenzulernen sind zahlreich, trotzdem, es braucht seine Zeit.

Zum Umfeld der Uni. Der Prozeß der im Entstehen begriffenen umfassenderen palästinensischen Selbstverwaltungsstrukturen läßt sich vorort verfolgen, relevante palästinensische Bildungseinrichtungen, Datenerfassungstellen, Forschungsinstitute etc. liegen um die Ecke. Hinzu kommt für Studenten aus "Übersee" die Bibliotheken, Archive, Universitäten und Forschungsinstitute Israels, die für sie problemlos erreichbar sind.

Das Internationale Sommerprogramm der Uni beginnt am 10. 7., Bewerbungsschluß ist der 2. Mai '95. Das nächste Semester beginnt im September und endet im Februar '96. Details sind in der UNAUFGEFORDERT-Redaktion zu erfragen.

Soest/Jerusalem



Einsteiger gesucht!



- Taxi-Schein-Ausbildung
- langjährige Ausbildungserfahrung

- immer auf dem neuesten Stand

Alt-Moabit 83
☎ 3 92 80 57
10555 Berlin

Wer wissen will, muß leiden!

Sprachkurse an der HU sind hoffnungslos überfüllt...

Irgendwann wird es uns allen passieren. Wir müssen uns auf dem Arbeitsmarkt feil bieten, um für unsere langen Studienbemühungen den ersehnten Lohn einzustreichen. Immer wichtiger beim Kampf um den begehrten Arbeitsplatz ist hierbei die Schlüsselqualifikation Fremdsprachenkenntnisse. Mit schnödem Englisch ist heute niemand mehr zu beeindrucken. In Kombination mit etwas Schulfranzösisch hat man schon bessere Chancen. Wirkliche Pluspunkte macht man hingegen, wenn man noch mit einer dritten Sprache oder einer nicht schulüblichen aufwarten kann. Besonders gefragt ist in diesem Zusammenhang Spanisch.

Hat man nun in der Schule außer Englisch und Latein nicht viel mitbekommen, stehen die Sterne schlecht.

Deshalb entschließen sich viele Studierende neben Studium und Job, noch eine neue Fremdsprache zu erlernen. Der Vorsatz ist löblich und angesichts eines vereinten Europas von Nöten. Ein Blick ins Vorlesungsverzeichnis und wir erfahren, daß noch nicht alles zu spät ist. Die Universität bietet allen die Gelegenheit, Sprachen, die nicht in der Schule gelernt oder gelehrt wurden, sich nun im Sprachenzentrum anzueignen.

Mensch, eine tolle Sache, denkt sich so mancher und macht sich auf zur Einschreibung in die Anfängerkurse. Doch was ist das? Eine Demonstration? Oder wird hier etwas verschenkt? Nein es ist nur die Warteschlange vor dem Sprachenzentrum. Sie zieht sich bis hin zur Friedrichstraße. Dicht gedrängt stehen die Lernwilligen und hoffen, einen Platz in einem der Kurse zu erhaschen. Aber schon die, welche im Haupteingang stehen, werden keinen Platz mehr in einem Französisch- oder Spanischkurs erhalten. Tja, hätten sie mal vorher angerufen, da wäre ihnen schon gesagt worden, daß sie spätestens zwei Stunden vor Beginn der Einschreibung Warteposten beziehen sollten. Die ersten waren dieses Semester schon um 4.00 Uhr da.

Aber angenommen, wir standen ganz vorn und erhalten unseren Platz. Voll Enthusiasmus machen wir uns auf zur ersten Stunde. Doch was ist das nun wieder! Unser Kurs mit 30 Mann wird in einem 15 Personenzimmer stattfinden!

Nun sind mehr als 20 Leute in einem Anfängerkurs schon eine Zumutung, aber an die Wand gequetscht, glücklich über einen Sitzplatz, dicht an dicht wie Ölsardinen, da kann einem das Lernen

schon schwer fallen. Oder ist das Taktik? Sperrt man uns absichtlich in einen so kleinen Raum, um die Gruppe auf eine unterrichtstaugliche Größe durch Entmutigen sinken zu lassen? Beim Sprachenzentrum nachgefragt erfahren wir, daß sie große Räume fordern. Also die Raumvergabe! Die wiederum weist die Schuld auch von sich. Dann bleibt nur ein Schuldiger übrig: der Com-

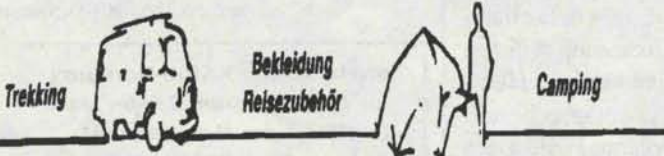
puter, der wird es wohl allein falsch gemacht haben. Aber es gäbe immer so kleine Verwechslungen am Anfang des Semesters, das regle sich jedoch meist in ein paar Wochen. Das stimmt, in unserem Französisch Kurs sind wir jetzt nur noch knapp 20 Leute, Tendenz fallend.

Es drängt sich einem die Frage auf, warum denn, nehmen wir Spanisch und Französisch, nur je zwei Anfängerkurse à 25 Personen pro Semester an der HU angeboten werden. Die FHTW mit 5000 Studierenden (HU circa 28 000) stellt jedes Semester sieben Spanisch- und acht Französischanfängerkurse à 20 Personen bereit. Die mußten noch nie einen Lernwilligen abweisen, nein, ihre Kurse sind teilweise nicht einmal vollausgelastet.

Zurück an die HU. Warum geht das nicht bei uns, wo doch die Nachfrage so groß ist? Ach, das ist alles eine Frage des Geldes. Und wir alle müssen sparen. Der Neustellenplan der Struktur- und Berufungskommission ließ das Sprachenzentrum auf 58 Mitarbeiter schrumpfen. Aber, so erfahren wir von Herrn Ambos aus dem SZ, um diese Zahl würden uns andere Unis noch beneiden. Na dann. Und außerdem wäre ihre primäre Aufgabe, schon vorhandenes Sprachwissen auszubauen, um die Europastudierfähigkeit zu fördern. Ja, aber was ist mit uns, die nur Englisch oder Russisch vorweisen können? Natürlich ist ihm das ein wichtiges Anliegen, auch jenen die Möglichkeit einer Sprachausbildung zukommen zu lassen. Aber wie gesagt, das Geld. Er weiß nicht, wie lange sie sich den Luxus von Anfängerkursen überhaupt noch leisten können. Über kurz oder lang werden sie wohl ganz gestrichen werden. Aber was ist mit unserer Schlüsselqualifikation Fremdsprachenkenntnisse? Wir wollen schließlich auf diesem multilingualen EU-Arbeitsmarkt wettbewerbsfähig sein. Tja, da gibt es nur eins, nächstes Semester den Wecker auf 4.00 Uhr gestellt und die ersten überfüllten Wochen tapfer durchgestanden und schon zählen wir zu den Auserwählten, die das teure Gut Bildung genießen dürfen. Bleibt nun zu hoffen, daß niemand von unseren Plänen erfährt, sonst gibt's trotz Leiden kein Wissen. SW

Anzeige

CAMP & TRAMP



**1261 Berlin - Friedenau . Schmiljanstraße 19/20
Telefon 851 5160**

**zwischen Kaiseroiche und
U - Bahnhof Friedrich - Wilhelm Platz**

**Der Ausrüstungsladen für
Expedition und Trekking**

Moneten Info

Wenn aus Osten plötzlich Westen wird

BAföG-Bedarfssätze nach einer Fachbereichsfusion

Es wächst zusammen, was zusammengehört! - dies gilt noch immer nicht für die BAföG-Bedarfssätze, bei denen es nach wie vor ein finanzielles Ost-West-Gefälle gibt. Dabei richten sich die Bedarfssätze, und das ist besonders gemein, nicht nach dem Wohn- sondern nach dem Studienort. Gerade in Berlin ist diese Einteilung nicht ohne Probleme, wo ganze Fachbereiche quasi über Nacht mal eben die Himmelsrichtung wechseln, nämlich indem sie von der Ost- zur West-Uni hinübergerückt werden - und umgekehrt.

„Zeitlich begrenzte Ungerechtigkeit“

In Berlin ist die Wahrscheinlichkeit, zum BAföG-Grenzübertritt gezwungen zu werden, recht hoch. Gerade für im Westteil lebende Studenten (mit BAföG-Berechtigung, was im weiteren nicht mehr besonders betont wird) ist somit das Studium an der Humboldt-Uni nur über finanzielle Einbußen zu machen, da sie nur den Ostbedarfssatz zuerkannt bekommen.

Recht heißt nicht unbedingt gerecht. Die Regelung der Bedarfssätze nach dem Studienort ist deshalb besonders ungerecht, weil bei an den Staat oder sonstwen zu entrichtenden Beträgen immer das Wohnortprinzip Anwendung findet, ob es sich dabei nun um Krankenkassenbeiträge oder Mieten handelt. Nun ist es nicht so, daß der Gesetzgeber die-

ses Manko nicht bemerkt hätte, denn dieses Problem wurde während des Gesetzgebungsverfahrens ausführlich diskutiert. Mit der Begründung, daß es sich hierbei um eine „zeitlich begrenzte Ungerechtigkeit“ handele, die nur für eine Minderheit relevant sei, wurde das Gesetz in der jetzigen Form verabschiedet. Und gerade hierin steckt eine weitere Gemeinheit, denn das bedeutet, daß kein bundesdeutsches Gericht eine Nachbesserung verlangen kann und damit der Klageweg von vorneherein fast aussichtslos ist. Dies wäre nur möglich bei einem eklatanten Verfassungsbruch, dessen Vorliegen inzwischen von Gerichten in Grundsatzurteilen verneint worden ist.

Ost- oder Westsatz?

Es gibt mittlerweile eine Reihe von Beispielen, in denen im Zuge des sogenannten Abbaus von Mehrfachangeboten Fachbereiche fusioniert wurden bzw. werden, beispielsweise die HUB-Veterinärmedizin an das entsprechende FU-Institut oder die geplante Fusion des bisherigen FU-Virchow-Klinikums mit der HUB-Charité. In diesem Falle werden dem BAföG gemäß aus Ost- plötzlich Weststudenten und umgekehrt. Was geschieht dann mit der Berechnung der Bedarfssätze? Es gibt jede Menge Sonderbestimmungen im BAföG, so auch in diesem Falle. Kurz und knapp bedeutet es, daß im Westen wohnende Studenten nach der Fusion in den Osten weiterhin Anspruch auf die Westsätze

haben, im umgekehrten Falle erhalten im Osten Wohnende die Westsätze.

Ebenso eher berlinspezifisch ist die Frage nach den Bedarfssätzen, wenn bei einem Masterstudiengang eines der beiden Hauptfächer im Westen, das andere an der Ost-Uni studiert wird; also die sogenannte Doppellimmatrikulation, die ja rein hochschulrechtlich möglich ist. Hier wird der Bedarfssatz nach der Uni berechnet, an der das Wahlrecht zu den dortigen Studierendenvertretungen wahrgenommen wird, d.h. die Frage nach erstem oder zweitem Hauptfach spielt hierbei keine Rolle. Übrigens muß die Wahrnehmung des Wahlrechtes an der jeweiligen Uni extra angegeben werden.

Bedarfssätze

Und hier noch mal die konkreten Bedarfssätze:

Ost	West
Grundbedarf	
570 DM	570 DM
Grundwohnbedarf	
-bei Eltern wohnend	
30 DM	80 DM
-eigene Wohnung	
80 DM	225 DM
Wohnungsmietzuschuß¹	
max. 225 DM	max. 300 DM
Krankenkassenversicherungszuschuß bei eigener Versicherung	
60 DM	70 DM
Pflegeversicherungszuschuß²	
10 DM	10 DM
Höchstsatz gesamt	
865 DM	950 DM

ojoff

(in Zusammenarbeit mit der studentischen BAföG-Beratung)

Studentische BAföG-Beratung
im Beratungsraum 2 beim StuPa
(Ostflügel des Hauptgebäudes,
Eingang Clara-Zetkin-Straße)
Tel.: 2093 2145
Beratungszeiten:
Mo 16-18 Uhr (Peter)
Di 16-18 Uhr (Alexander)
Mi 14-16 Uhr (Peter)
Do 14-16 Uhr (Alexander)
Fr 10-11 Uhr (Alexander)

¹bei Mieten über den Grundwohnbedarf hinaus; Miete bedeutet: Kaltmiete + Heizkostenpauschale von 40 DM

²nur auf besonderen Antrag; und dann erst ab Antragsmonat

Ökologie nicht nur bei den Biologen...

auch bei den Agrarwissenschaften sind die Ökos vertreten

Im Normalfall verbindet man im Studienalltag mit dem Schwerpunkt Ökologie die Studienrichtung Biologie und man sollte meinen, daß angesichts der globalen Umweltprobleme dieser Schwerpunkt bei den Naturwissenschaften - insbesondere bei der Biologie - besonders betont wird. Daß dem nicht so ist, haben schon zahlreiche Studenten/Studentinnen der Biologie bei der Wahl ihres Studienschwerpunktes erfahren. Was aber wohl kaum einer weiß, ist die Tatsache, daß sich die Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät des Themas Ökologie, insbesondere mit dem Schwerpunkt „Ökologie der Agrarlandschaften“ angenommen hat und dazu im Zusammenhang mit der Neustrukturierung ein Fakultätsschwerpunkt „Ökologie der Agrarlandschaften“ (FÖA) eingerichtet wurde.

Nicht nur im Natur- und Umweltschutz sowie in der Biologie spielt die Ökologie mit all ihren komplexen Zusammenhängen eine wesentliche Rolle, sondern auch in immer stärkerem Maße in der Landwirtschaft und im Gartenbau, da Agrarlandschaften nicht nur die Funktion der Erzeugung von Nahrungsmitteln und Agrarrohstoffen haben, sondern enorm wichtig für den Erhalt und die Erneuerung der Naturressourcen Boden, Wasser und Luft und die Regeneration der biotischen Komponenten des Landschaftshaushaltes sind.

Der Fakultätsschwerpunkt ist als übergreifender Schwerpunkt auf dem Gebiet Ökologie und insbesondere auf dem Gebiet der Agrarökologie gedacht; durch ihn soll eine wesentliche Profilierungsrichtung der Fakultät in Lehre und Forschung gefördert werden. Frau Dr. Hoff-

mann, wissenschaftliche Koordinatorin des Fakultätsschwerpunktes „Ökologie der Agrarlandschaften“ sieht als eine Hauptaufgabe des Fakultätsschwerpunktes die Zusammenführung von möglichen Kooperationspartnern interdisziplinärer Forschungsprojekte. Dabei ist nicht nur an eine Zusammenführung und den Informationsaustausch innerhalb der Fakultät gedacht sondern auch darüberhinaus an eine Zusammenarbeit mit internationalen und nationalen Partnern und Einrichtungen. Ein Beispiel dafür ist das Projekt „Ökoim-Park“ des Landkreises Birkenfeld im Hunsrück.

Neben diesem Hauptschwerpunkt in der Arbeit des Fakultätsschwerpunktes soll das Gebiet Ökologie in der Lehre unterstützt werden. Z.B. arbeitet eine Arbeitsgruppe (bei der Studierende als Mitarbeiter dringend erwünscht sind) gegenwärtig an einem Fächer-

katalog und der inhaltlichen Abstimmung der „ökologischen“ Wahlpflichtfächer, so daß die Wahl des Studienschwerpunktes „Ökologie der Agrarlandschaften“ (in der Studienordnung der Agrarwissenschaften heißt er z.Zt. noch „Agrar- und Standortökologie“ und bei den Gärtnern handelt es sich um den „Gärtnerisch-Ökologischen Schwerpunkt“) den Studis im Hauptstudium erleichtert wird. Darüber hinaus haben gerade die Vorbereitungsarbeiten für ein Graduiertenkolleg begonnen und das postgraduale Ergänzungsstudium „Angewandte Landschaftsökologie“ soll im Wintersemester 1995/96 endlich starten.

Der FÖA leistet weiterhin wissenschaftliche Öffentlichkeitsarbeit. Beispielsweise wird jährlich eine wissenschaftliche Jahresta-



gung durchgeführt. Die in diesem Jahr steht unter dem Thema „Landwirtschaft, Gartenbau und Naturschutz - Methoden und Lösungsansätze“ und soll speziell den jungen Wissenschaftlern die Möglichkeit geben, ihre Ergebnisse vorzustellen. Damit auch die Studenten daran teilnehmen können ist der 2. November 1995 als Termin gewählt worden. Die Beiträge erscheinen wiederum in der eigenen Schriftenreihe des FÖA „Ökologische Hefte der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät“. Der FÖA war übrigens auch an der Organisation und Durchführung des Symposiums „Klimaveränderung und Landwirtschaft- Wechselwirkungen, mögliche Entwicklungen und Handlungserfordernisse“ anlässlich des Klimagipfels (s. UnAUF Nr. 65) beteiligt.

Die Akzeptanz dieses Fakultätsschwerpunktes bei den Studenten der Agrarwissenschaften und des Gartenbaus ist laut Frau Dr. Hoffmann durchaus beachtlich. Beispielsweise gibt es ein gemeinsames Studienprojekt des FÖA und des FG Agrarmarketing und Absatzlehre zur Entwicklung einer Regionalmarke für ökologisch erzeugte Produkte in Großschutzgebieten des Landes Brandenburg.

In diesem Studienprojekt arbeitet auch die „Ökobörse“ (s. UnAUF Nr. 65) mit. Gerade die „Ökobörse“ sieht Frau Dr. Hoffmann als das zur Zeit beste Beispiel für studentische Initiative im Bereich Ökologie an; anfangs noch als studentische Öko-Spinnerei abgetan hat sich die „Ökobörse“ zu einem allseits anerkannten und fachlich kompetent Partner gemauert. Diplomanden und Doktoranden arbeiten innerhalb des FÖAs bzw. sind durch Frau Dr. Hoffmann an die entsprechenden Ansprechpartner für das jeweilige Fachgebiet vermittelt worden. Von ihr war auch zu erfahren, daß das Angebot des Fakultätsschwerpunktes zwischen den verschiedenen Partnern Kontakte herzustellen nicht nur von Fakultätsangehörigen wahrgenommen wird, sondern auch von außerhalb zahlreiche Anfragen kommen. Nicht nur Institute oder kommerzielle Einrichtungen sondern gerade auch Studenten anderer Hochschulen und Universitäten nutzen diese Möglichkeit der Kontaktaufnahme mit dem entsprechenden Ansprechpartner für den jeweiligen Studienschwerpunkt. Besonderes Interesse von Seiten der Studenten besteht bei der Vermittlung von Praktika auf dem ökologischen Sektor und bei der Mitar-

beit bei Projekten.

Trotz der Akzeptanz des Fakultätsschwerpunktes durch die Studenten ist die Neigung der ehrenamtlichen Mitarbeit in den entsprechenden Gremien oder aber auch in den studentischen Initiativen auf diesem Gebiet, wie zum Beispiel in der „Ökobörse“ nicht besonders stark ausgeprägt, was zur Folge hat, daß studentische Interessen oder Ansichten gar nicht oder nur vage berücksichtigt werden können, da sie nicht zur Sprache kommen. An dieser Stelle ein Hinweis an all diejenigen unter den überlasteten Studenten, die eventuell doch noch etwas Spielraum in ihrem Terminkalender haben oder aber ihren Idealismus noch nicht endgültig verloren haben: Der Fakultätsschwerpunkt „Ökologie der Agrarlandschaften“ sucht dringend eine Studentin/einen Studenten als Mitglied für den Vorstand und zur Mitarbeit, da diese Stelle noch nicht besetzt werden konnte. Jeder/Jede, der/

die sich meldet wird mit offenen Armen empfangen.

Um dem Desinteresse der Studenten entgegenzuwirken will man von Seiten des FÖA bei Veranstaltungen und anderen Vorhaben progressiv an die Studenten herantreten; so sollen Studenten verstärkt zur Mitarbeit bei Projekten und zur Anwesenheit bei Diplomverteidigungen eingeladen werden.

Zur Zeit wird eine Informationsbroschüre zum Fakultätsschwerpunkt „Ökologie der Agrarlandschaften“ erarbeitet.

franziska

Fakultätsschwerpunkt „Ökologie der Agrarlandschaften“
Luisenstraße 53
10099 Berlin
Wiss. Koordinatorin: Dr. sc. Heide Hoffmann
Tel.: (030) 28022062

„Ökos aller Hochschulen, vereinigt Euch!“

Es ist wiederum so weit: Tausende von Menschen fangen im Frühjahrsrausch an, ihre Fenster zu putzen, etliche Lebewesen werden von den sie beflügelnden Hormonen des näherrückenden Sommers heimgesucht, und auch wir wollen nicht untätig verharren, sondern raffen uns zum gemeinsamen Treffen auf! Hunderte von wissensdurstigen, umweltinteressierten Studierenden aus ganz Deutschland packen ihre acht Sachen und pilgern in Richtung Trier, der Moselmetropole, der Stadt des Heiligen Rockes (näheres dazu auf dem Treffen), die Heimat der Porta Nigra, von Karl Marx und des goldenen Rebsaftes. Fünf Tage wird diskutiert, schöpferisch gearbeitet, Erfahrungen ausgetauscht, gefeiert, Motivation getankt...

Die Umweltgruppe der Uni Trier hat sich mit der Vereinigung für ökologische Wirtschaftsforschung (VÖW) zusammengetan und lädt hiermit herzlichst zum **18. Bundesökologietreffen vom 24.-28. Mai in Trier** ein. Dieses Treffen wird regelmäßig aller sechs Monate durchgeführt und dient dazu, wichtige

Informationen und Erfahrungen auszutauschen, die Umweltschutz an Hochschulen betreffen und damit die Umweltarbeit zu erleichtern und wirkungsvoller zu gestalten. Es gibt Arbeitskreise zu verschiedenen Themen wie z.B.: „Internationaler Handel und Umwelt“, „Alternative Lernformen“, „Ökopädagogik“ und viele andere mehr, Kurzvorträge, eine Öko-Rallye durch Trier und natürlich eine schöne Abschlußfete. Für Verpflegung ist gesorgt.

Wer Interesse hat, melde sich bitte im Referat für Ökologie im StudentInnenparlament der HUB (wann Ihr uns antreffen könnt, erfahrt Ihr am dortigen Aushang, Ihr könnt auch eine Nachricht mit Adresse usw. ins betreffende Fach legen).

Wir freuen uns natürlich auch über alle Mädels und Jungs, die einfach nur Lust haben, bei uns im besagten Referat mitzumachen, es gibt viel zu tun (und Spaß macht es auch/trotzdem)!

Viele Grüße -
Sibylle vom Umweltreferat

Njunks Studieren

Zwei postgraduierte Aufbaustudiengänge „Spezialisierte Europastudien“ und „Interdisziplinäre Studien“

bietet das Europa-Kolleg Brügge (Dyver 11, B-8000 Brügge) an. Zu dem einjährigen Studium werden Absolventen der Fächer Rechts, Wirtschafts- sowie Politik- und Verwaltungswissenschaften zugelassen. Neben guten Diplomnoten und Auslandserfahrungen müssen sichere Kenntnisse in Englisch und Französisch nachgewiesen werden. Eine Prüfung entscheidet über die Aufnahme. Das Europa-Kolleg Brügge will Führungskräfte für Verwaltung und Wirtschaft ausbilden. Das Studium wird abgeschlossen mit dem „Diploma of Advanced European Studies“, wenn zusätzlich eine wissenschaftliche Arbeit angefertigt wird auch mit dem Degree of Master of European Studies.“

Drei Broschüren über Sommersprachkurse

im Ausland 1995 hat der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) veröffentlicht. Die Hefte enthalten über 220 Angebote an Hochschulen im europäischen Ausland. Es geht um Englisch-Kurse in Großbritannien und Irland, um Französisch-Kurse in Frankreich, Belgien und der Schweiz und um Kurse in den Landessprachen anderer Staaten, beispielsweise in Dänisch, Slowakisch, Ukrainisch, Italienisch, Portugiesisch oder Türkisch. Zu erhalten beim Akademischen Auslandsamt (HG 2094)

Der neue Auslandsstipendienführer des DAAD

ist erschienen. Er gibt Auskunft über Studienaufenthalte für Studierende,

Graduierte und Wissenschaftler. Über die meistgefragtesten Regionen, die vereinigten Staaten und Großbritannien, informieren zwei zusätzliche Broschüren. Studierende sollten zum Zeitpunkt der Bewerbung mindestens im dritten Fachsemester sein.

Neue Bücher

„Ausbildungs- und Studienmöglichkeiten im Sport“, Verlag Georg Lingenbrink, Frankfurt am Main, ist als Buch vom Deutschen Sportbund herausgegeben worden. Die Übersicht enthält die Anschriften aller einschlägigen Ausbildungsinstitutionen.

Der „Studienführer Geographie“ (Günter Heinritz/Reinhard Wiefner, Westermann Schulbuchverlag, Braunschweig) bietet neben einer Darstellung der Studieninhalte auch Selbstporträts aller Hochschulen und ihrer Studienmöglichkeiten.

Zu EDV-Programmierern können sich Studienabbrecher beim Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik in Düsseldorf ausbilden lassen. Kursdauer: sechs Monate. Kursbeginn: Anfang Mai, September und November. Die Kurse sind kostenlos. Die Teilnehmer erhalten eine monatliche Beihilfe von 195 DM. Bewerbungen bei: Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik, Postfach 101106, 40002 Düsseldorf.

„Biotechnologie in den Agrarwissenschaften“ bietet die Universität Göttingen (Fachbereich Agrarwissenschaften, Am Vogelsang 6, 37075 Göttingen) als viersemestrigen Aufbaustudiengang an. Das Angebot wendet sich an Agraringenieure und Absolventen benachbarter Studiengänge wie Biologie, Gartenbau, Mikrobiologie, Zoologie oder Veterinärmedizin und setzt zur Zulassung einen einschlägigen Studienabschluss voraus. Zulassung erfolgt in der Regel zum Wintersemester. Es stehen im Jahr sechzig Studienplätze zur Verfügung. Bewerbungsschluß ist der 1. September des jeweiligen Jahres.

Ergänzungsstudium am Seminar für ländliche Entwicklung

Das Seminar für Ländliche Entwicklung an der Humboldt-Universität zu Berlin bietet Universitätsabsolventen und -absolventinnen der Agrarwissenschaften sowie der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ein Ergänzungsstudium für eine spätere Tätigkeit in der Internationalen Agrarentwicklung an.

Die Ausbildung ist praxisorientiert und zielt auf eine Befähigung zur Analyse, Planung und Durchführung von Agrarprojekten in Ländern der Dritten

Welt. Eingeschlossen ist ein dreimonatiger Studienaufenthalt in Afrika, Asien, Lateinamerika oder Transformationsländern. Die Teilnehmer/innen an dem einjährigen Lehrgang erhalten ein monatliches Stipendium von z. Zt. DM 1.200,— (inkl. Darlehensanteil).

Der Bewerbungsschluß für den 34. Lehrgang (Januar-Dezember 1996) ist der 31. August 1995.

Nähere Informationen und Bewerbungsunterlagen können angefordert werden bei: SEMINAR für LÄNDLICHE ENTWICKLUNG, Humboldt-Universität zu Berlin, Podbielskiallee 66, D-14195 Berlin, Tel.: (030) 314-71334, Telefax: (030) 314-71409

T-Shirts an der HUB

Seit dem Sommersemester 1995 werden an der Humboldt-Universität zu Berlin neue T-Shirts mit dem traditionellen Emblem und einem neuen Motiv angeboten. Aufgrund der bedeutenden Geschichte der Humboldt-Universität und den Zielen, die sich die Uni setzt, haben wir extra auf gute Qualität geachtet und hoffen, daß den Studenten die T-Shirts gefallen werden.

Die Aktion wird von einem Studenten der Volkswirtschaftslehre, Patrick Ribbentrop, geleitet. Wenn die Studenten an den T-Shirts etwas auszusetzen, neue Vorschläge oder besondere Wünsche haben, kann man Patrick unter der telefonnummer 618 6687 erreichen. Die T-Shirts werden für nur 15 DM im Hauptgebäude Raum 2095a, bei angekündigten Ständen in den Fakultäten und bei Sonderveranstaltungen verkauft.

KONZERT
HAUS
BERLIN
SCHAUSPIELHAUS AM GENDARMENMARKT

Mittwoch, den 31. Mai 1995 um 20 Uhr

cappella academica

Sinfonieorchester der Humboldt-Universität

Dirigent: Constantin Alex Solist: Stefan Imorde Klavier

BENJAMIN BRITTEN

Passacaglia aus der Oper
"Peter Grimes" op. 33b

EDVARD GRIEG

Klavierkonzert a-moll op. 16

PETER TSCHAIKOWSKI

1. Orchestersuite d-moll op. 43

"Mann soll nicht sehen müssen!"

Micha Ullmann ist Schöpfer des Denkmals für die Bücherverbrennung auf dem Bebelplatz, das am 7. April eingeweiht wurde. Er ist israelischer Künstler, lebt und lehrt in Jerusalem und in Stuttgart an der Kunstakademie. Einen Tag nach der Einweihung seiner, wie er sagt, „Skulptursituation“ vor der Kommode haben wir mit ihm gesprochen.

Das Kunstwerk ist eine Skulptur, die man nicht unmittelbar sieht. Sie verschließt sich einem, bis man sich ihr auf etwa fünf Meter nähert. Ist das nicht zu wenig für so ein wichtiges Ereignis?

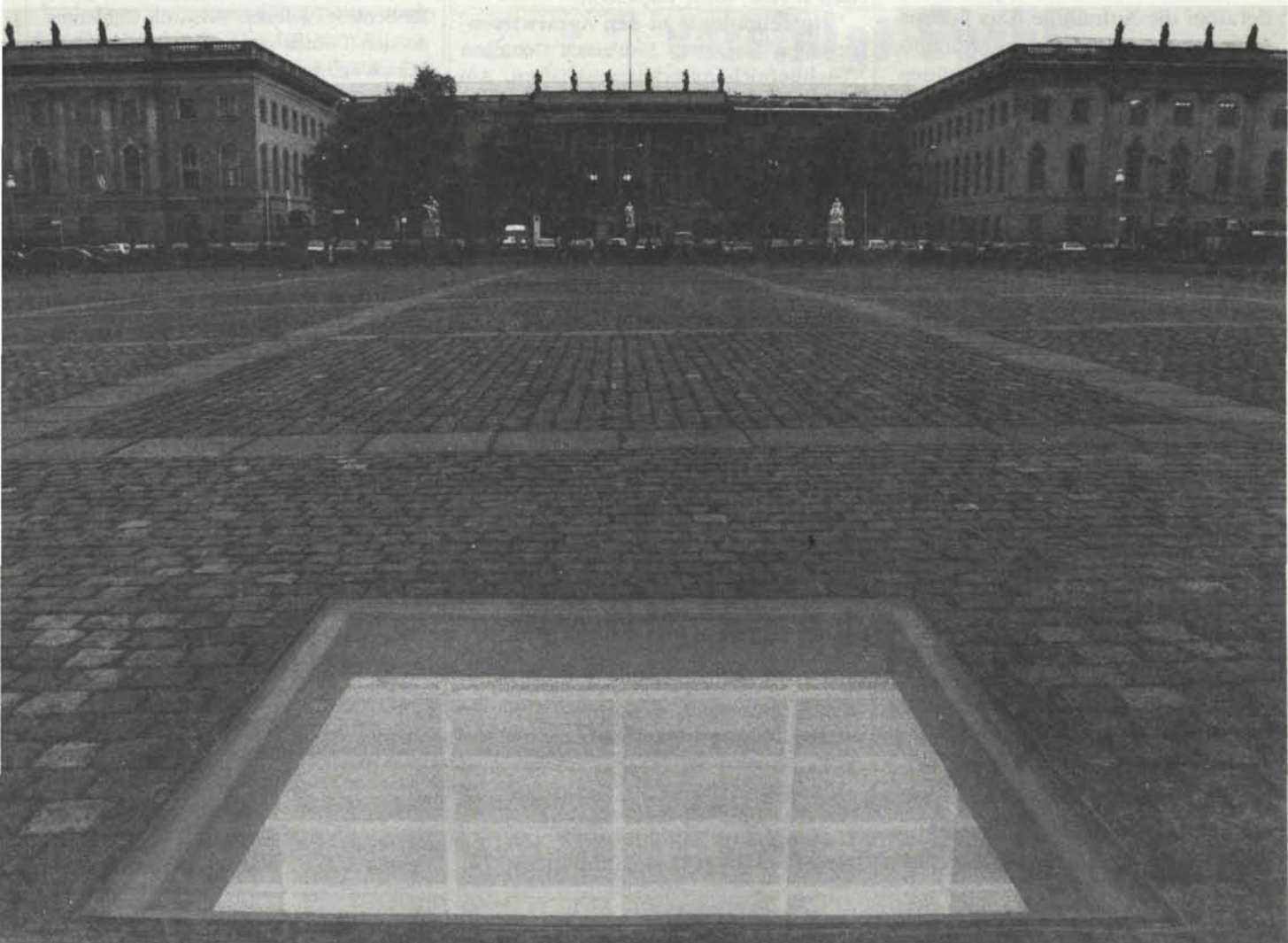
Es stimmt nicht genau, daß man die

Skulptur nicht sehen kann. Man kann sie sehen, wenn man es will. Wenn nicht, muß man sie nicht sehen. Man hätte eine sehr große Skulptur in die Mitte dieses Platzes stellen können, aber ich wollte nicht, daß man sie sehen *muß*.

Sie stellt trotzdem einen Bruch dar

mit der repräsentativen Architektur. Dieser Gegensatz ist interessant.

Das ist die eine Seite: die kleine Scheibe reflektiert durch die Spiegelung die gesamte historische Architektur, und zwar genau so, wie es der Betrachter will. Die Fahne auf der Oper, oder das



Kreuz, oder das Kreuz auf der Kommode, du kannst alles mit einer kleinen Bewegung genau in das Bild bringen, es ist wie ein Bildschirm. Du siehst, was du willst. Aber es gibt hier noch ein interessantes Element, das mit der Frage zu tun hat: was passierte hier und wie passierte es hier an der Humboldt-Universität - ich habe gehört, fast 90 % von den Studenten und Professoren waren mehr oder weniger von den Nazis überzeugt. Junges Denken, Zukunftsdenken - wie kommen Intellektuelle zu solchen Gedanken, zu einer Tat wie der Verbrennung von Büchern?

Wenn man das Werk als Katakomben sieht, als Gedächtnisstätte, dann kommt es einem auch wie ein Grabmal vor. Wie sehen Sie das, was da verloren oder tot ist?

Diese Assoziation von Grab, Katakomben, wenn man will, Friedhof, Bücherrfriedhof, ist das eine. Aber durch die Spiegelung ergibt sich noch mehr: eine unendliche Änderung von Himmellandschaften, gespiegelte Architektur, immer, wie wir es wollen. In der Nacht ist der Effekt noch anders als in der Nacht, weil das Licht kälter ist. Mit diesen Himmeländerungen, den Jahreszeiten, der Architektur und dem Menschen selbst, kommt eine Außenwelt dazu. Sie hat mit dem Leben zu tun; ein Vogel oder ein Flugzeug, bringen unsere Zeit parallel zur Vergangenheit hinein. Es ist ein Treffpunkt von Tod, Vergangenheit und dem Leben der Betrachter, dem Jetzt und weckt damit Assoziationen, Erinnerungen, Hoffnungen.

Man kann durch die Oberfläche in die Katakomben eintreten, sozusagen in die verlorene Literatur. Die unterirdische Bibliothek ist ein Symbol für das Ereignis der Bücherverbrennung. Sie sprachen von einem Signal.

Das Wort Signal ist mir sehr wichtig. Die Frage war, warum die Arbeit nicht physisch ist. Sie ist ziemlich groß, aber von weitem nicht sichtbar. Anfang der 30er Jahre war auch nicht sichtbar, was passieren konnte, es gab nur Signale. Der 10. Mai 33 war schon ein sehr deutliches Signal, auch wenn nicht Menschen getötet wurden. Das hat man dafür an anderen Plätzen getan. Man konnte die Signale sehen, wenn man wollte. Die meisten wollten nicht. Oder, was viel

schlimmer ist, sie dachten, daß es positive Signale sind.

Ich glaube, hoffe, daß so eine vielleicht ungewöhnliche Skulptursituation Fragen bringt und anbietet. Sie sagen zum Beispiel, daß die Ost-West-Beziehung eine aktuelle Frage ist - das weiß ich nicht. Aber auch heute und jetzt gibt es Signale und eigentlich wissen wir, wo sie sind.

Ein Sprichwort sagt, man muß die Saat niedertreten, bevor sie aufgeht, sonst ist sie nicht mehr aufzuhalten. Gerade aber in der Unscheinbarkeit dieser Skulptur fehlt mir das Aufmerksammachen, ein „Sich-Aufdrängen“ für den, der sie nicht sehen will. Die Gefahr von Rechtsradikalismus, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus wächst. Das ist etwas, was schon einmal groß geworden ist. Ist es nicht wichtig, direkt darauf zu zeigen, die Leute zu zwingen, sich auseinanderzusetzen?

Das ist eine interessante Frage. Sie sagen: gezwungen, und Sie sagen es auf eine positive Art und Weise, aber eigentlich ist das Zwingen die große Gefahr. Die Zeit der Bücherverbrennung und danach war eine Zeit, in der Menschen durch Macht, Terror und andere Methoden gezwungen wurden, in bestimmter Weise zu handeln und zu denken; ihre Erziehung, ihr Wissen waren Zwang. Der Kern ist: wenn man dich zwingt, wirst du widersprechen.

Die Skulptur zwingt nicht und ist trotzdem da. Man muß nicht - man kann.

Die Guten und die Bösen, die Rechten und die anderen - so einfach ist es nicht. Gegen flaches, primitives, dummes Denken ist Zwang sinnlos. Das kann die Polizei und das hilft nicht. Wir müssen probieren, was wir können: Erklären, Reden, Erziehung, positive Pläne können Gedanken ändern.

Es ist kein Zufall: die Spiegelung des Menschen im System und die Spiegelung des Menschen selbst lassen den Platz ist nicht leer. Er muß es fühlen. Dir fehlt etwas, und das ist genau, was ich will: was fehlt, bringst du hinein. Ich lade dich ein mit einer Tür und du fragst: wohin führt sie, warum ist sie zu? Wo sind die Bücher, warum sind sie im Keller? Fragen kommen nicht bei dem, der nicht will. Ich biete einen Dialog mit sich selbst. Und ich will fast sagen, der Verbrecher, der Zwang, der Haß, ist auch in uns, auch in mir. Durch den Spiegel

guckt jemand nach innen und fragt: welchen Weg gehe ich?

Seit den 50er Jahren wurden die im Faschismus verbotene Kunst und die in der Nazizeit zerstörten Kulturgüter erneuert und restauriert, um sie den Deutschen in einer Art direkter Kunsterziehung wieder nahezubringen. Die Auslassung von 12 Jahren freien Geisteslebens in der Nazizeit sollte wieder gefüllt werden. Sie verneinen Zwang, aber Sie sind auch dafür, daß man sich auseinandersetzt. In welchem Verhältnis steht das eine zu dem anderen?

Das Problem ist bei dem Muß. Das ist die Gefahr. Erziehung, das Wiederherantragen der Kunst an die Menschen usw. ist in Ordnung, solange es nicht zum Zwang wird. Aber es war ein offenes Angebot. Die Bücherverbrennung ist berühmt geworden, weil sie eine ganze Literaturgeneration vernichtete. Man könnte ja sagen, was ist schon das bißchen Papier, zwei Meter hoch, fünf Meter breit, es hat ein bißchen gebrannt - aber die ganze Welt kennt es und es ist ein Symbol und vielleicht eine der größten Schwierigkeiten für Deutsche!

Man kennt kein Volk, das solchen kulturellen Selbstmord gemacht. Die Nazis haben das nicht gewußt, aber nach fünf Jahren wußte jeder, daß es ein Selbstmord war. Das Wichtigste ist, daß bis heute die Leere zu spüren ist. Man hat nicht gleich nach dem Krieg angefangen, die Literatur wieder aufzulegen, auch nicht zehn Jahre danach, nicht zwanzig. Es war ein sehr langsamer Prozeß, viele sagen, viel zu langsam.

Wie haben Sie das mitbekommen? Wann haben Sie eigentlich studiert?

Ich? (*Lacht*) 1960 bis 1964 an der Kunstakademie.

Das war eine andere Situation, zu dieser Zeit waren Studenten Handlanger der Macht, 68 sind sie hier in Berlin auf die Straße gegangen. Wie sehen Sie die Studierenden heute?

Ich lehre seit 25 Jahren. Jetzt auch in Stuttgart an der Akademie, wo ich auch lebe, so daß ich auch ein bißchen die deutschen Studenten kenne. In meinen Augen war die 68er Revolte in Deutschland, Frankreich, Amerika, eine sehr wichtige und positive Bewegung. Ich

habe ein paar Jahre später Jerusalem teilgenommen - bis zum Mittelmeer braucht es ein paar Jahre - und ich wurde als junger Lehrer von der Akademie geschmissen. Ich spreche also ein bißchen aus Erfahrung.

Viele Menschen versuchen heute, aus der Gesellschaft auszubrechen, sich über Drogen, über Musik befreien wollen vom „kulturellen Geist“ ihrer Umgebung. New Age, Esoterik,

Welt, der Gesellschaft usw. passiert. Das ist ein Teil des Lebens - bewerten kann man das nur, wenn man von etwas Bestimmtem redet. Wenn ich mir vorstelle: Graffiti auf meiner Skulptur - da weiß ich nicht mehr, auf welcher Seite ich bin..., aber ich kann keine Vorschriften machen. Die Unzufriedenheit bringt neue Ideen, Veränderungen. Die Freiheit, nicht alles mitzumachen, das Establishment in Frage zu stellen, das sehe ich positiv. Aber es gibt Punkte, die gefährlich werden.

Wenn ein Mensch getötet wird, ist es egal, welche Idee dahintersteht. Eine Idee darf nicht mehr bedeuten als ein Mensch! Hier sind Grenzen und wenn wir die Signale nicht sehen, wird es gefährlich. Wir müssen nicht auf Revolte und ihre Möglichkeiten verzichten. 89 habe ich es nicht glauben wollen: eine Revolution ohne einen Toten! Fantastisch! Ich bin aber ein Gast und sehe nur von außen, was passiert, ich kann nicht sagen, was hier gut oder schlecht ist.

Nur, mit der Gefahr handeln wir jede Minute: jeden Tag ändert sich das Wetter, morgen ist nicht wie heute,

heute ist nicht, wie gestern war. Wir müssen aufmerksam sein, nicht unseren Maßstab zu verlieren. Ohne zu sagen, das ist nicht erlaubt. Ein junger Mensch denkt anders als die Alten, und das ist normal.

Wenn Entwicklungen, Lebensläufe, die eigentlich natürlich sind, an einem Punkt gefährlich werden, wenn Ideen dazu mißbraucht werden, Gewalt gegen Menschen zu rechtfertigen, welche Rolle spielt dann Kunst, die Signale zu erkennen, zu begrenzen, in die Diskussion zu bringen?

Das ist eine sehr schwierige Frage. Ich kann nur mit Hoffnung und gutem Wil-

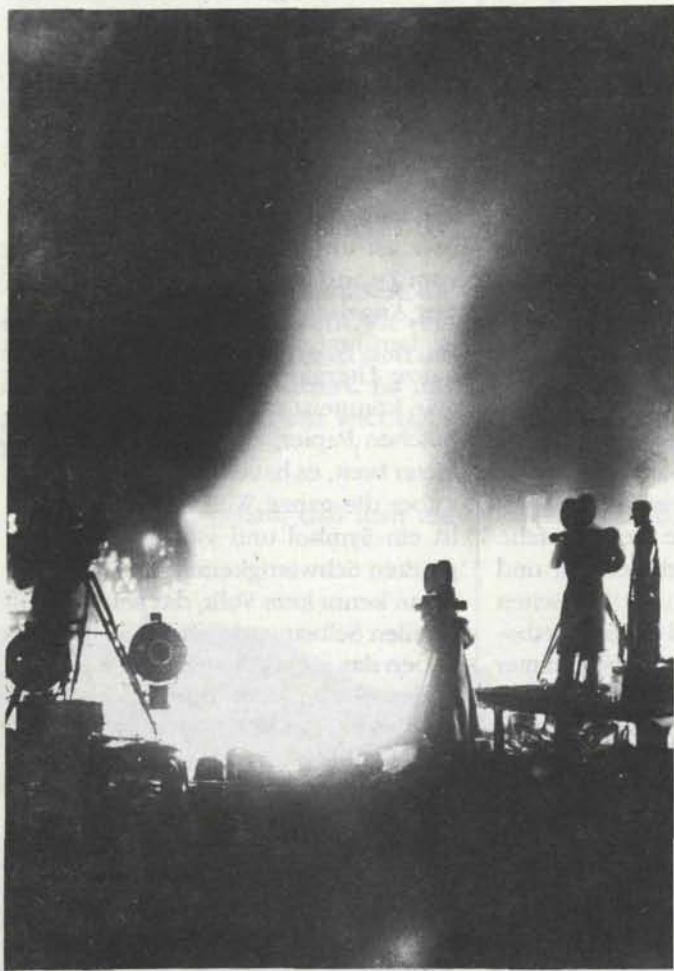
len antworten. In der Nazizeit haben sie tagsüber getötet und abends haben sie Bach und Mozart gehört. Haben sie wegen Mozart und Bach weniger getötet? Leider sind die Fakten nicht sehr positiv, aber ich habe doch Hoffnung. Die Kunst hat Elemente, durch die wir lernen, feine Unterschiede und Details zu sehen. Es gibt Bereiche, die von der Kunst besser behandelt werden können als zum Beispiel von der Wissenschaft, wie die Liebe, Humor, poetische Gefühle, das Geistige. Ich hoffe, daß das hilft. Ich kann nicht sicher sein, aber wir müssen es weiter probieren.

Nachdem Micha Ullmann unsere Fragen beantwortet hatte, drückte er nochmal seine Intentionen und Vorstellungen aus, die er mit dem jetzigen Ort seiner Arbeit und der Bedeutung der Ausstellung der Entwürfe, die im Foyer der Kommode stattfand, verbunden hat:

Zum Abschluß möchte ich noch etwas sagen: Es ist kein Zufall, daß die Ausstellung hier ist. Ich hätte in einer Galerie oder im Museum oder in einem anderen Kunstfeld ausstellen können, aber ich habe gefragt, ob es in der Universität möglich. Dann kam der Vorschlag auch an mich und nun ist es hier. Hier hat es angefangen, in der Universität und mit Studenten, und dieser Bezug interessiert mich mehr als die Kunst. In den 30er Jahren und danach, in einer Zeit, in der alle in eine Richtung redeten, die Stimmung, die Propaganda und überhaupt alles, was geschrieben wurde, in dieselbe Richtung gingen, war es für einen jungen Menschen nicht so leicht wie wir vielleicht denken, für sich herauszufinden, was richtig ist. Studenten heute sollen sich damit beschäftigen. Anarchismus, Revolution - warum nicht? Aber wo ist die Grenze, der Punkt, an dem es gefährlich wird? Und da ist egal, um welche Ideologie es sich handelt.

Es ist kein Zufall, daß das Glas auf der Höhe Null ist - es ist ein Grenzfall von oben und unten, und das Oben sehen wir nur, wenn wir nach unten gucken. Der Mensch auf dem Glas ist schon gefährlich - Gott sei Dank stehen nicht alle auf der Glasplatte, das gibt weniger Kratzer. Die Alarmanlage: ein mal ein Zentimeter, ist Teil der Kunst. Das ist für die Verbrecher: die Polizei ist in einer Minute hier.

Wir danken Ihnen herzlich für das Gespräch.



der Rückbezug auf alte, ganzheitliche Ansätze oder nach einer Gemeinschaft, der man sich unterordnet - ein auch vom Faschismus propagierter Gedanke. Unter jungen Leuten gibt es einen Mangel an Auseinandersetzung, vielleicht eine andere Art kulturellen Selbstmordes als eine von oben gesteuerte. Ich frage mich, wieweit das ein seelisches oder kulturelles Bedürfnis sein kann.

Ich habe selbst einen 20jährigen Sohn. Die Unzufriedenheit junger Leute ist etwas ganz Natürliches. Die Jungen wollen anders sein, sind enttäuscht und unzufrieden mit ihrer geprägten kulturellen Umgebung, mit dem, was mit der

Prof. Dr. em. Günter Tembrock über die Zeit des Krieges in Berlin
und an der Universität

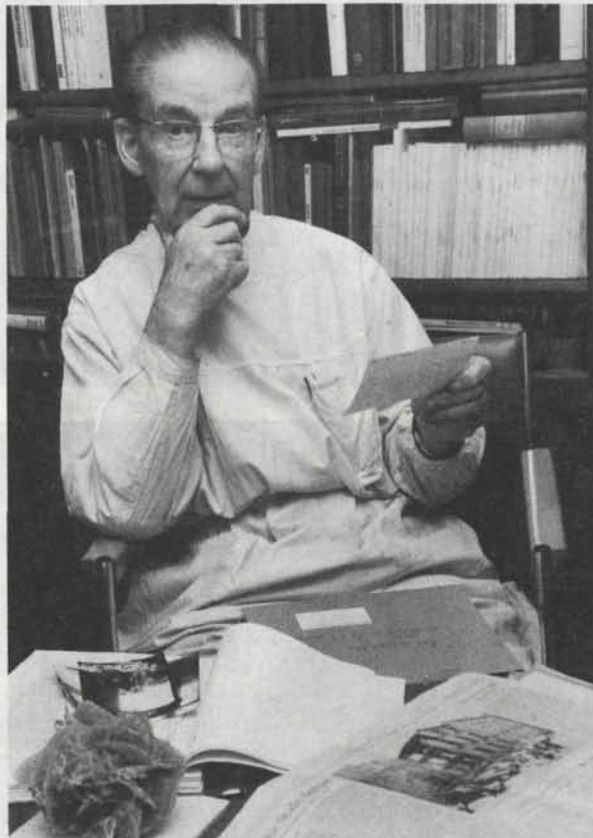
"Als der Krieg begann, waren Semesterferien,..."

...und ich befand mich auf Fahrrad-Urlaub in Harzgerode. 1937 hatte mein Studium begonnen, 1941 endete es mit 5 Einzelprüfungen, die erste am 11., die beiden letzten am 16. Dezember. Dieses Tempo kam sowohl durch im Krieg eingeführte "Trimester" zustande, als auch durch mich forciert, weil immer Einberufung befürchtend, bis kuriose Umstände zu einer "Ausmusterung" führten. Die Grundstrukturen des Studiums waren damals noch nicht verändert, trotz des ideologischen Drucks der "Gleichschaltung", so daß man seine Fachkombinationen als Biologie-Student, der nicht in den Schuldienst wollte, frei wählen konnte. Zwischenprüfungen, damals als "Fleißprüfungen" bezeichnet, waren nur erforderlich, um Stipendien zu erhalten. Ich verdiente mir zusätzlich Geld durch Führungen im Naturkunde-Museum, die das Studentenwerk Berlin (Johannisstraße 1) organisierte. Dadurch zerstreuten sich auch die "Jahrgänge" der Zulassungen (1937 ohne numerus clausus), und man traf in den Hörsälen Studierende ganz unterschiedlicher Semester, mein erstes Kolleg-Erlebnis vollzog sich im noch erhaltenen Hörsaal des damaligen Zoologischen Institutes in der Invalidenstraße in der "Zoogeographie", die der Dozent Cäsar Böttger vortrug. Da ich schon vor Studienbeginn Beziehungen zur Käfer-Abteilung des Museums hatte, hielt ich mich dort auch zwischen den Lehrveranstaltungen auf, um von Prof. Kuntzen betreute Untersuchungen an dem Laufkäfer *Carabus ullrichi* durchzuführen,

aus denen schließlich - zunächst garnicht intendiert - eine Dissertation wurde. Es gelang mir mit einigen "Tricks" unter durch Nutzung einer im Arbeitsdienst zugezogenen und anerkannten "Dienstbeschädigung" mich von den politisch

ordnet wurde, der sonst nur auf Ausländer Anwendung fand. So entging ich der verordneten "körperlichen Ertüchtigung", Fechten eingeschlossen, und auch bei Veranstaltungen der "Alten Herren" war ich nur einmal und nie wieder. O "deutsche Burschenherrlichkeit" - für mich schon in jenen Tagen verschwunden.

So entging ich auch weitgehend den Aufmärschen und Großveranstaltungen, die damals auf viele Zeitgenossen eine bestürzende Zugkraft ausübten. Wenn ich mich recht erinnere, bin ich nur 1938 einmal gemeinsam mit anderen Studierenden in eine Veranstaltung geraten, auf der der "Giftzwerg" (Bezeichnung von H. Göring) Goebbels eine Rede hielt (worüber wohl?), nachdem zuvor Prof. Enderlein gerufen wurde, wohl um den mißgebildeten Fuß zu behandeln. Hitler habe ich "leibhaftig" nie gesehen. Damals gab es einen "Reichstudentenführer" Scheel, der 1938 forderte: *"Wir werden nicht ruhen und unsere Forderung täglich aufs neue erheben, daß bei der Auslese zum Studium einzig und allein nationalsozialistische Gesichtspunkte maßgeblich sein dürfen."* Und er erwartete zudem *"Durchsetzung der einzelnen Wissens- und Fachgebiete mit dem Geist des Nationalsozialismus."* Ich habe seinem Wunsch nicht entsprochen, der lautete: *"Der junge Student gehört in den Ferien in den Land- oder Fabrikdienst."*



Prof. Tembrock

organisierten großen Studentenorganisationen - vor allem dem "NS-Studentenbund" - weitgehend fernzuhalten und auch die bei den ersten drei Semestern erforderlichen Nachweise uniformtragender Mitgliedschaften durch "Ausbeutung" der Krankheitsbescheinigungen und zweier Kuren so abzuschwächen, daß ich einem Status zuge-

Natürlich waren wir zu Hause auch von den Ereignissen berührt, die damals tiefe Bestürzung und Betroffen-

"Eine Veranstaltung der Deutschen Studentenschaft am 10. Mai 1933"

Am Abend des 10. Mai 1933 kamen die Studenten der Zeitungswissenschaft in einem kleinen Lokal in der Dorotheenstraße, Ecke Charlottenstraße, zusammen. Ein neuer Vorstand der Fachschaft sollte gewählt werden. Am Kopf einer Hufeisentafel saßen die bisherigen Leiter der Fachschaft - Schneider und Pappenheim. Schneider sprach über die Wahl und nannte, etwas stotternd, Namen von Kandidaten. Dann sollte die Wahl stattfinden. Ehe es dazu kam, erschienen etwa ein Dutzend uns unbekannte Mitglieder des „NSDSfB“ (Nationalsozialistischer Deutscher Studentenbund) in Uniform: braunes Hemd, schwarze Reithosen, blanke Stiefel. Sie stellten sich breitbeinig, die Hände in die Hüften

Adler, Alfred Adler, Max Auernheimer, Max Bauer, Otto Baum, Vicki Becher, Johannes R. Beer-Hofmann, Richard Benjamin, Walter Berendsohn, Walter A. Bloch, Ernst Braun,



Henny Jellinek, Georg Kästner, Erich Kafka, Franz Kaiser,



Gustav Muhsam, Erich Mühsel, Robert Neumann, Alfred



gestimmt, wortlos an beiden Längswänden des Raumes auf. Darauf bekam unsere Fachschaft ohne weitere Wahlprozedur einen neuen Vorstand.

Betroffen verließen wir das Lokal. Die Dorotheenstraße war ungewöhnlich belebt. Mit Margot-Lotte Michaels und dem bulgarischen Studenten Popoff ging ich zum Opernplatz. Dort hatte, wie wir wußten, der NSDSfB die Bücherverbrennung organisiert. Der Platz war gedrängt voller Menschen. In der Mitte befand sich ein Scheiterhaufen, der schon brannte und in den die uniformierten Studenten unter irgendwelchem Gebrüll Bücher warfen. Auch eine Gruppe von Verbindungsstudenten mit Mütze und Band beteiligte sich geschäftig an der Bücher-Verminnung. Die übrige Menschenmenge, zu der auch wir gehörten, verhielt sich passiv und stumm, ob vor Bewunderung oder vor Staunen, vor Entsetzen oder vor Furcht, war nicht auszumachen.

Hans Kricheldorf, Berlin

Trotzki, Leo Tschuppik, Karl Tucholsky, Kurt Wassermann, Jakob Werfel, Jakob Wolf, Friedrich Zuckermayer, Carl Zweig, Arnold Zweig, Stefan

Am 11. Mai vormittags begab ich mich auf die Linden: Mal sehen, was „die“ gemacht haben. Bücher brennen doch gar nicht! Sie verkohlen doch höchstens.

Und so war es gewesen: Offensichtlich hatte man massenweise zerknülltes Zeitungs- und anderes Altpapier verbrannt, denn verkohlte, angekohlte Reste lagen noch herum und flogen durch die Gegend.

Wolfgang Brocke, Essen

„Aber meinen Sie wirklich, es sei nichts geschehen und nach Hitler sei wieder das alte Deutschland da? Was so viel beklemmender ist als der ganze Hitler, ist, daß er (scheint mir) den Deutschen wie angegossen paßt.“

Alfred Döblin an Thomas Mann

Kriegsende in Berlin

(Auszüge aus dem Tagebuch Prof. Tembrocks)

03. Februar 1945:

Großer Luftangriff auf Berlin von 10.30 bis 12.00, 2 schwere Bombentreffer im Museum und in der Geol. Landesanstalt, Luftschutzkeller im Hause verschüttet, 3 Personen tot, darunter unsere Putzfrau Nauschütz.

08. Februar 1945:

Bergung von Sammlungsmaterialien bei Prof. Bischoff. Es lief noch das Semester, Freitag Bestimmungsübungen (Insekten).

14. Februar 1945:

Vortrag über Insektenflügel in der entomologischen Arbeitsgemeinschaft.

10. März 1945:

Das Institut wird durch eine Luftmine schwer beschädigt, so daß ich am Montag die Tür meines Zimmers aus Stücken zusammensetzen mußte. Diese Aufräumarbeiten gingen in den nächsten Tagen weiter.

18. März 1945:

Reste der Bibliothek in den Keller geschafft.

20. März - 22. März 1945:

Dienstag: 15.30 bis 16.45 Luftwarnung, Nachtwache, 20.45 bis 21.45 Alarm.

Mittwoch: 03.15 bis 04.10 Luftwarnung, 9 bis 10 Uhr Alarm.

Donnerstag: 20.45 bis 21.50 Alarm, 3.25 bis 4.10 Alarm.

19. März 1945:

Praktikantin Frä. Polke geprüft.

26. März 1945:

Ich verhalf Stresemann bei Barocke zu Alkohol, Tauschobjekt, um Fahrt an die Oder zu ermöglichen.

27. März 1945:

Eine Studentin aus Königsberg taucht auf.

11. April 1945:

S-Bahn nur noch mit Dringlichkeit benutzbar. Roosevelt gestorben.

12. April 1945:

Letztes Mal im Opern-Konzert im Schauspielhaus.

18. April 1945:

Besprechung wegen der Ferienkurse. Brandbombe fällt auf Villaboden. In den Garten geworfen. Explosion und Brand im Keller - gelöscht.

19. April 1945:

Ein Schlangenspezialist kommt vorbei um die noch immer gehaltenen zu besichtigen (z.B. Eryx jaculus).

Nachts 5mal Alarm

21. April 1945:

Gesangsstunde bei Wolff (Schubert und Strauß), dann mit S-Bahn zum Institut. Essen in der Vet.Med. in der Luisenstraße. Artillerie-Beschuß, da Bernau bereits erobert, fuhr die S-Bahn nicht mehr. Fußweg nach Hause. In der Wohnung gelesen, bis gegenüber zwei Artillerie-Einschläge, dann begann das Keller-Dasein.

23. April 1945:

Kämpfe in der Straße.

24. April 1945:

Pankow von den Russen besetzt und von den Nazis befreit.

02. Mai 1945:

Gegen Morgen drangen Nazi-Truppen bis hierher vor, heftige Straßenkämpfe.

Das Haus gegenüber (Ecke Berliner Straße) gesprengt. Russen wieder Herr der Lage.

05. Mai 1945:

Zum Institut gewandert. Museum stark beschädigt, im Institut ziemlich alles durcheinander, etwas aufräumen.

09. Mai 1945:

Russisches Feuerwerk zur Siegesfeier.

24. Mai 1945:

Allgemeine Aufräumarbeiten, da in etwa vier Wochen der Betrieb wieder losgehen soll.

06. Juni 1945:

Plan für den Semesterbeginn ab 15. Juni.

27. Juni 1945:

Gehalt bei der Uni: 250,- RM

13. Juli 1945:

Bestimmungsübungen (Protozoen), 10 Teilnehmer. Es wurden alle ehemailigen Parteigenossen entlassen: Feuerborn, Frau Meyerhoff.



In der Universität 1945

heit auslösten, die Zerstörung jüdischer Geschäfte (beinahe auch das Textilien-Geschäft meines Onkels Siegfried Tembrock, weil für "jüdisch" gehalten), und natürlich besonders auch die "Erstürmung" der Synagoge in der Oranienburger Straße. Mein Onkel Berthold Tembrock war zeitweise in Sachsenhausen, sicher nicht nur, weil er an einem U-Bahn-Durchgang geäußert hatte "Hunde müssen auch schon Maulkörbe tragen?", und gegen Ende des Krieges sickerte immer mehr Kunde über die Vorgänge durch, die wir heute mit dem Begriff "Holocaust" umschreiben: Gnade uns, was geschieht, wenn der Krieg zu Ende ist... Wir ahnten schon 1938, daß er unvermeidlich sein würde, aber als er dann begann, und ich mit "verdunkeltem Rad" aus dem Harz kommend in Berlin eintraf, war überall Sorge und Beklommenheit spürbar; auch war ich sofort ein Betroffener, da ich einen Einberufungsbefehl vorfand, den ich tags darauf durch Vorweisung der "Dienstbeschädigung" und der bereits für 1940 angesetzten zweiten Kur rückgängig machen konnte. Noch heute hat mich der Schatten nicht verlassen, der damals die Frage hinterließ: Wer erhielt an meiner statt einen solchen Befehl, und was ist ihm geschehen?

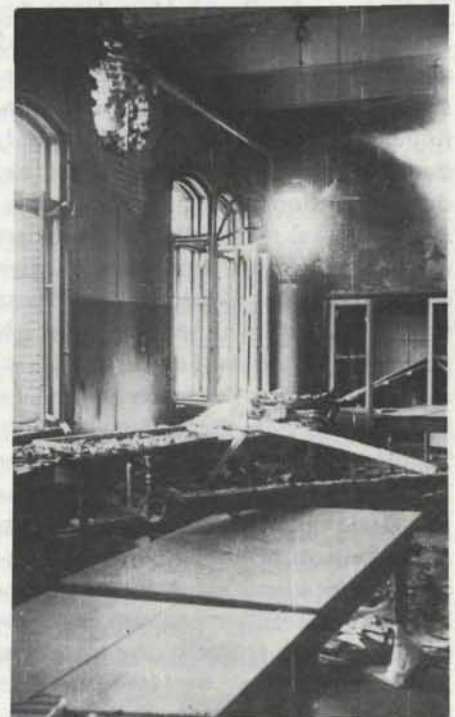
An der Universität waren anfangs nach Kriegsausbruch keine stärkeren Veränderungen erkennbar, außer daß sich die Anzahl der Studenten stetig verringerte, die Mediziner ausgenom-

men, die wir damals auch in Kursen in der vorklinischen Ausbildung betreuten. Somit erhöhte sich stetig der Anteil weiblicher Studierender in den Vorlesungen und Übungen. Auf Exkursionen, die ich außer für die Volkshochschule seit April 1941 auch als Hilfsassistent mit Studentinnen - kaum älter als diese - durchführte, konnten wir von Passanten, die uns beobachteten, kuriose Kommentare hören, von denen ich mich freilich nicht betroffen fühlte. Fotos der Zeit bezeugen, wie ich mit dem Rücken zu einem Antilopengehege im Zoo vor aufmerksamen Studentinnen doziere. Der Lehrkörper wurde mit offiziellen "Sprachregelungen" konfrontiert, und ich erinnere mich, daß der Lektor Stumpff bei einem Zeichenkurs, an dem ich teilnahm, anmerkte, den Feldzug in Polen nicht als "Krieg" zu bezeichnen. Immer mehr Kommilitonen mußten unser Haus verlassen, wir packten Pakete für sie zu den Feiertagen, sammelten Geld für Fachbücher, die dann an die Front geschickt wurden. Diese dehnte sich über weite Teile Europas aus und schloß auch Nordafrika ein. Echte Zoologen behielten die Fauna im Blick, und so kamen immer wieder Sendungen mit lebenden Tieren, besonders bei Prof. Konrad Herter an, der vor allem den "Temperatursinn" untersuchte. Meine damalige Verlobte Luise Haller erhielt vom ihm aus Frankreich übersandte Schaben (zoologisch: *Lobopterea decipiens*), daraus erwuchs 1942 eine Dissertation mit den "Doktor-Prüfungen",

die am 28. März 1945 noch zu einer provisorischen Promotionsbestätigung führten, unterschrieben vom Rektor Kreutz und Dekan Bieberbach.

In den Briefen an meinen Bruder, der am 19. März 1942 an der Ostfront sein Leben verlor, berichtete ich über das Studium hier am Institut. Ende 1941 gibt es einen Brief über eine philosophisch-naturwissenschaftliche Vorlesung des amtierenden Direktors Prof. Feuerborn, in der er die Rolle Einsteins würdigte unter Hinweis auf seinen Anteil an der Prägung des Weltbildes unseres Jahrhunderts. Ich kommentierte diese Äußerung mit dem Hinweis auf

"tosenden Beifall" mit fünf Ausrufezeichen dahinter und der Anmerkung, daß dieses Hoffen lasse. Der Brief ist erstaunlicherweise angekommen. Die Studenten, die während des Krieges in Berlin bleiben konnten, waren vorwiegend Mediziner, die aus der Sicht des Staates ja dringend gebraucht wurden. So ließ auch der ideologische Druck nach zugunsten pragmatischer Entscheidungen, die Vorrang hatten. Er schlug aber voll zu, wenn der "Volksgerichtshof" unter



Praktikumsraum Naturkundemuseum (1945)

Freisler aktiv wurde, und mich verfolgt zeitlebens der Eindruck bei der Verhandlung, die den Museums-Kustoden Walther Arndt am 11. Mai 1944 betraf, der wegen "defätistischer Äußerungen" zum Tode verurteilt wurde.

Der Krieg erreichte 1943 in Berlin neue Ausmaße durch massive Bombenangriffe auf die Stadt; in unserem Institut brannte der Wirbeltiersaal aus - noch heute mit vermauerten Fenstern in diesem Zustand erhalten - und zur gleichen Zeit (November 1943) wurde auch der Berliner Zoo schwer getroffen. Längst waren Luftschutz-Nachtwachen organisiert, die ich auch zu Arbeiten über das Flügelgeäder der Insekten nutzte, wenn es ruhig blieb. Im Hause Invalidenstraße 43 war unter dem mineralogischen Saal der Schausammlung ein Luftschutzkeller etabliert worden. Das "Wachpersonal" hielt sich bei Bombenangriffen im Mitteltrakt der Museumskeller auf; dieser Bereich wurde als "Befehlsstand" umschrieben. Am 3. Februar 1945 führte ich in einem Keller-raum des Institutes seit 9 Uhr Bestimmungssübungen durch, als uns über die "Goebbels-Schnauze" ("Volksempfänger") die Vorwarnung erreichte ("starke feindliche Fliegerverbände im Anflug auf Berlin im Raum Hannover/Braunschweig"); die Studenten wurden gebeten, Schutzräume aufzusuchen, ich ging mit einem Helm als Kopfbedeckung zu dem "Befehlsstand": von 10 Uhr 30 bis 12 Uhr war der Bezirk Mitte eines der Hauptziele der Bombenabwürfe, und das große Gebäude wurde durchgeschüttelt, als eine "Luftmine" den Ostflügel des Museums vom Käfersaal, durch die (längst geräumte) Bibliothek, den herrlichen anatomischen Schausammlungsraum mit kostbaren Objekten und den darunter liegenden Keller durchschlug. Das Gebäudeskelett starrt uns noch heute mahnend an, und ich sehe gerade noch das Fenster im Käfersaal erhalten, hinter dem ich meine Dissertation auf den Weg gebracht habe. Bei diesem Angriff erfolgte ein schräger Bombeneinschlag unter dem mineralogischen Saal; auch hier sind die Spuren noch heute unübersehbar: der Luftschutzkeller stürzte ein. Unsere Putzfrau Nauschütz konnten wir nur noch tot bergen. 2 Tage später bezog ich einen Raum in der "Villa", weil im bisherigen Zimmer der riesige Fensterrahmen insgesamt auf den schweren Eichentischen lag. Ich ahnte damals nicht, daß ich den



Dozent Tembrock (1947)

Ersatzraum rund 49 Jahre "bewohnen" sollte, bis im November 1993 Rekonstruktionsarbeiten - nun längst beendet - ihn bis heute unbewohnbar gemacht haben, länger als diesem Raum je im Kriege zugestoßen ist.

Irgendwie ging "das Leben" weiter, auch in den letzten Tagen des Krieges, und auch die folgende Marginalie gehört zu den Absurditäten deutscher Geschichte, nämlich daß an unserem Zoologischen Institut eine Studentin - Hildegard Strübing - ihre Prüfungen absolvierte, und mitten in den Kampftagen, am 19. April sich noch zur Universität "durchschlug", um eine Bestätigung zu erhalten, die ihr tatsächlich die "Dekanöse" (Chefsekretärin) Frau von Wagner aus einem Panzerschrank holte, freilich ohne Unterschriften von Rektor und Dekan, die zu dieser Zeit die Universitäts-Ruine nicht mehr aufsuchen konnten: die vielleicht letzte Bestätigung einer Promotion im "Deutschen Reich". Frau Strübing war später als Professorin an der Freien Universität sehr erfolgreich tätig. Vielleicht können wir ihr bald die "Goldene" Urkunde (unterschrieben natürlich!) überreichen.

Es ist - heute rückblickend - beklemmend, die scheinbare Normalität im Verhalten derer zu registrieren, die an der

Universität verblieben waren, einem Institut verbunden, daß nur unter erheblichem Aufwand noch arbeitsfähig erhalten werden konnte. Das war gewiß bei vielen keine "Durchhalte-Mentalität", sondern vielmehr der elementare Lebenswille, der zwingend forderte, das Unabänderliche erträglich zu machen - mit "Anpassung an die Verhältnisse" sicher nur oberflächlich beschrieben. Immer wieder waren die hohen Fenster im Kurssaal zur "verpappen", fast täglich heulten die Sirenen, und wir überraschten uns bei der Umformung eines damaligen "Schlagers": "Es fährt kein Auto, es fährt kein Autobus, das einzige, was mir bleibt - ich geh zu Fuß", denn nur auf diesem Wege einen angefeuchteten Lappen vor dem Gesicht - war die Wohnung zu erreichen, immer in der Ungewißheit, ob das Haus, in dem sie im dritten Stock lag, noch stand. Langsam verlagerten sich die Lehrveranstaltung

im Zoologischen Institut in die unteren Räume, speziell im Bereich der "Villa" (ehemalige Wohnung des Institutsdirektors), und schließlich in Kellerräume. Noch im Januar 1945, als die Oderfront in Berlin bereits akustisch wahrnehmbar wurde, führten wir eine Exkursion durch, um bei Potsdam, speziell auf dem teilweise noch eisfreien Schwielowsee Wintergäste (vor allem Entenvögel) zu beobachten, ausgestattet mit besonderen Ferngläsern, was uns in der S-Bahn Kommentare einbrachte, daß wir wohl schon die Russen beobachten wollten. Die wenigen Studierenden wollten soweit wie möglich vorankommen oder auch abschließen, die absolute Ungewißheit vor Augen. Noch bei der letzten Weihnachtsfeier 1944 waren wir bemüht, dem eigentlich unerträglichen Druck für Augenblicke zu entfliehen, ich schrieb einen Sketch, den wir probten und auch aufführten, wir organisierten Musikabende, die Besinnung auf die wahren Werte des Menschseins als Überlebenshilfe.

Am 19. April 1945 konnte ich das Institut in der Invalidenstraße zum letztenmal vor den Kampftagen in Berlin aufsuchen, hin noch auf Grund einer Sonderbescheinigung mit der S-Bahn

aus Bernau, das jedoch während des Tages von russischen Truppen eingenommen wurde. Es gab noch eine Mensa-Suppe im Verwaltungsgebäude der Veterinärmedizin in der Luisenstraße, doch die Artillerie-Geräusche wurden immer lauter. Fußweg durch den Wedding zurück, immer wieder Hauseingänge aufsuchend - wo noch möglich -, wenn das Pfeifen der Granaten zu nahe kam: Pankstraße - Prinzregentenstraße - Wollankstraße, in Pankow verließ gerade der Nazi-Kommandant das Rathaus als "Goldfasan" (unser Spitzname für die gelbbraune SA-Uniform exponierter Chargen), um sich in Sicherheit zu bringen, unauffälliges "Zivil" einschließend. In Pankow begann das "Keller-Dasein", unterbrochen von Kurzaufenthalten in der Wohnung, die endeten, während der ablenkenden Lektüre von Karl May, als ich gegenüber in einer Hauswand eine Granate einschlagen sah.

In der Nacht zum 23. April hörte ich erstmals russische - mir freilich unverständliche - Worte, Straßenkämpfe waren im Gange. Wo immer deutsche Soldaten sich in Häusern festsetzten, wurden diese Gebäude tags darauf von den Russen nach Vertreibung der Einwohner abgebrannt. Davor ist unser Haus in Pankow nur durch Bank-Tresore gerettet worden, die erst später geöffnet und geleert werden konnten. Am 24. April war es dann soweit, wie mein Tagebuch bezeugt: "Pankow von den Russen besetzt und von den Nazis befreit". Das ist meine Kurzformel für die Diskussionen 50 Jahre danach. An diesem Apriltag kontrollierten russische Offiziere alle Personen in den Kellern, nachdem sie sämtliche Wohnungen, die offen zu halten waren, durchsucht hatten. Kinder, Frauen, Männer weit über 60, soweit nicht im "Volkssturm" zugrunde-

Ausmusterungsschein, nachdem erst der "Faust" der Brusttasche entnommen, kam die Brieftasche ans Licht. Ein befreiter polnischer Zwangsarbeiter konnte deutsch, er fand meinen "Ausmusterungsschein". Die Maschinenpistole senkte sich. Diesen Schein hatte ich mir vorsorglich im November 1944 mit Mühen beschafft und zu den immer präsenten Papieren gelegt.

Am 05. Mai war ich tatsächlich am frühen Vormittag wieder im Konservatorium in Pankow bei William Wolff, der mich zu Liedern von Richard Strauß begleitete, ehe ich mich auf den Weg machte zum Institut. Die Situation war katastrophal. Der Zoologe Prof. Voß (mit "goldenem Parteiabzeichen") hatte bei SS das Gebäude zum zu verteidigenden Objekt erklären lassen. Dadurch entwickelten sich im Bereich Invalidenstraße 43 Kämpfe, verbunden mit Granateinschlägen, 3 Treffer allein beim Zoologischen Institut, ein weiterer in der Straßenfront, die Räume des Direktors des Geologisch-Paläontologischen Institutes (Prof. Hans Stille) schwer beschä-



Exkursion nach Potsdam (21. 01. 1945)

digend. Ein junger deutscher Soldat lag mit einem "Genickschuß" auf den Schienen der Lorenbahn vor unserem Institut, die im Krieg zum Schutttransport zur Kesselstraße hin gelegt worden war.

Dieser Soldat sowie die Leiche eines sowjetischen Soldaten ließ der Museumsinspektor Schulz im Rasen vor dem Museum provisorisch beisetzen. Im Gebäude waren alle Schränke und Tischschübe geöffnet oder aufgebrochen, der Inhalt lag weit verstreut umher, im Keller eine Schicht, die fast zur 2. Stufe der Treppe reichte.

Am 14. Mai hatte das Institut bereits wieder Strom (damals noch Gleichstrom!); ab 15. Mai begann die Universitätsleitung in den Resten des zerstörten Ostflügels des Hauptgebäudes wieder zu arbeiten und Arbeitsbescheinigungen zu verteilen. Am 24. Mai wurden die Aufräumarbeiten intensiviert, "da in etwa 4 Wochen der Betrieb wieder losgehen soll". Schon am 26. Mai erschien eine deutsche Kommission zur Schadensbesichtigung, und ich hatte Mühe, die baupolizeiliche Schließung der "Villa" zu verhindern. Am 01. Juni fuhr erstmals wieder vom Stettiner Güterbahnhof (heute Nordbahnhof) ein Dampfzug nach Pankow. Und schon ab Juni begannen wir wieder mit provisorischen Lehrveranstaltungen, am 27. Juni konnte ich bei der "Uni" ein Gehalt von 250,- M. abholen, und am 9. Juli las ich ein Kolleg über Wirbeltiere, zu dem sich 24 Hörer eingefunden hatten, deren Anzahl schnell anstieg, was auch für die dann aufgenommenen Bestimmungsübungen galt. Organisiert durch den Dozenten Dr. Stark von der TU. wurden ab September "Vorkurse für Zoologie" begonnen, in unserem großen Hörsaal vor etwa 200 Hörern, den eiskalten Winter hindurch; dazu verfaßte ich eine kleine Broschüre von 32 Seiten, die bereits im März 1946 gedruckt vorlag. Auch "die Amerikaner" wollten mich zu einer Lehrveranstaltung einsetzen, die ich schon mit englischem Text vorzubereiten begann, mein Wohnsitz im "sowjetischen Sektor" stand diesem Vorhaben letztlich entgegen.

Schon 1946 waren wir auf Exkursion nach Rügen unterwegs, unter abenteuerlichen Bedingungen, in Lobbe Quartier nehmend und bis Stubbenkammer wandernd. Die Zukunft hatte begonnen, die ihre Perspektiven nur gestalten kann, wenn auch die Vergangenheit präsent bleibt, denn der Mensch *"entdeckte in sich ein Vermögen, sich selbst seine Lebensweise auszuwählen, und nicht gleich anderen Tieren an eine einzige gebunden zu sein."* (Immanuel Kant) **Prof. Dr. Günter Tembrock**

„Stehen Sie auf, Gefreiter!“

Interview mit Prof. Dr. Walter Kirsche und Karla Kirsche über das Studium an der Charité während des Krieges und kurz nach Kriegsende.

Prof. Dr. Walter Kirsche studierte von 1943 bis 1945 an der Charité Medizin und arbeitete hier nach dem Krieg als Professor am Institut für Anatomie. Karla Kirsche begann 1946 ihr Medizinstudium, nach dem Abruch des Studium war sie als Medizinisch-Technische-Assistentin tätig.

UNAUFGEFORDERT: Herr Kirsche, wann haben Sie angefangen zu studieren?

Walter Kirsche: Ich war von März 1939 an beim Reichsarbeitsdienst und als der Krieg ausbrach, hätten wir entlassen werden müssen. Da hieß es dann, wer sich in seinen Unterlagen schon für das Medizinstudium beworben hat, der braucht nicht zur Wehrmacht und kann mit dem Studium beginnen.

Natürlich habe ich mich für das Studium entschieden und begann als Zivilist in Leipzig zu studieren. Dort habe ich zwei Semester studiert, wechselte danach an die Universität Jena.

1941 wurde ich aber doch zur Wehrmacht einberufen. Ich war zunächst an der Ostfront vor Leningrad, dann in Paris und dann wieder an der Ostfront im Kau-

kasus. Nach einer langen Krankheit - ich hatte Gelbsucht - wurde ich wehruntauglich geschrieben und konnte mein Studium fortsetzen.

Wann war das?

Ich wurde im Januar 1943 nach Berlin an die Luftwaffenstudentenkompanie versetzt und habe hier an der Charité mein Medizinstudium fortgesetzt. Dieses Studium war natürlich durch die Luftangriffe auf die Stadt Berlin sehr schwierig.

Ich wohnte erst in Steglitz, aber da durch die Bombenangriffe die S-Bahn oft gestört war, habe ich eine Wohnung in der Albrechtstraße bekommen.

Haben Sie irgendwelche Aufgaben in der Wehrmacht wahrgenommen während der Zeit ihres Studiums?

Unsere militärischen Aktionen bestanden darin, daß wir einmal im Monat zur Heiligengeiststraße gehen mußten - der Zentrale der Luftwaffen sanitätskompanie - dort holten wir unseren Wehrsold ab.



Am 03. 03. 1995 erhielt Prof. Dr. em. Kirsche von Charité-Dekan Mau nach 50 Jahren die Goldene Doktorurkunde

Karla Kirsche: Und was habt ihr in der Heiligengeiststraße gemacht?

Das war nur die Zentrale Verwaltungsstelle. Das war also ganz human. Alle zwei Monate mußten wir nach Spandau auf einen Schulhof und einer von uns stellte sich vorne hin und sagte rechts um und links um - das ging zwei Stunden und das Soll war erfüllt. Also das war Quatsch.

Das Studium fand auch in Uniform statt?

Ja. Da gab es die sogenannten Reservisten und Aktiven, das waren wir und die Studenten von der Militärärztlichen Akademie. Da spielten sich zwischen beiden nicht sehr schöne Szenen ab: Wir waren ja niedere Dienstgrade und die von der Akademie wurden ja gleich hochkatapultiert. Die traten uns gegenüber im Hörsaal mit Befehlen auf: "Stehen Sie auf, Gefreiter!" Und dann mußten wir unseren Sitzplatz in einem Stehplatz umtauschen.

Haben Sie während Ihres Studiums in Berlin irgend etwas von dem Universitätsleben mitbekommen?

Die Studenten, die in dieser Zeit studiert haben, hatten eigentlich nur ein Ziel gehabt: so schnell wie möglich das Studium zu beenden. Denn was wird nach dem Krieg? Man ahnte doch schon 1943, das Deutschland ziemlich am Boden liegen wird. Und wer konnte da gewiß sein, daß das Studium danach weiter geht? Deswegen hat jeder Student, die Zeit maximal genutzt, um das Studium zuende zu bringen.

Und außerdem - ein Studentenleben gab es 1943 in Berlin nicht mehr. Die wenigen Studenten, die es noch gab, hatten andere Aufgaben. Wir mußten zum Beispiel nachts Brandwache mitmachen. D.h. wir wurden auf die ganzen Institute verteilt und mußten die ganze Nacht aufpassen, daß nicht eine Brandbombe unbemerkt herunterkommt und wenn doch, mußten wir löschen.

Oder wir waren eingeteilt in Krankenhäuser und ich war - da ich ja hier wohnte - im Karlsbunker (Ecke Reinhardtstraße / Albrechtstraße) als Hilfsarzt eingesetzt. Unser Hauptproblem war, daß die Leute Angst hatten in den U- und S-Bahnschächten der Friedrichstraße Schutz zu suchen, weil sie fürchteten, daß eine Bombe den Spreetunnel trifft und das ganze Spreewasser in den Tunnel fließt. So kamen immer mehr Leute in den Bunker.

Der wohl hoffnungslos überfüllt

war?

Ja, der war so voll, daß die Leute in dem Bunker wie eingepreßt waren. Die sind alle aus den Nachbarhäusern gekommen. Natürlich waren in den Wohnhäusern auch Luftschutzkeller vorhanden, aber das ist doch eine Mausefalle.

serer Familie raus nach Pätz (bei Königs Wusterhausen) gegangen, in Berlin konnten wir es nicht mehr ertragen.

Sie haben dann im März 1945 noch promoviert?

Walter Kirsche: Ich hatte mit der Promotion schon 1943 begonnen, so daß

„Meine Mutter ist durch die Russen befreit worden!“

Karla Kirsche über die Verhaftung ihrer Mutter, die zum Kreis des 20. Juli Beziehungen hatte.

Eines Tages im Sommer stand eine Frau vor unserem Haus und bat meine Mutter, sie zu verstecken. Es war die Frau des Hauptmann Gehre, der an der Vorbereitung des Attentates auf Hitler am 20. Juli 1944 beteiligt war. Wir haben Frau Gehre dann vierzehn Tage hier verborgen, das Ehepaar Gehre hat danach in Berlin noch im Untergrund gelebt, wurden aber im Oktober 1944 am Nollendorfplatz verhaftet. Frau Gehre erschoss sich, doch Hauptmann Gehre gelang dies nicht, er verletzte sich nur. Nach quälerischen Verhören mußte er viele Adressen preisgeben. Deshalb wurde meine Mutter Ende Oktober 1944 hier in unserem Haus in Pätz verhaftet und nach Verhören ins KZ Ravensbrück geschafft. Im März 1945 ist sie nach Berlin in das Frauenstrafgefängnis in die Barnimstraße gekommen. Und nur durch den Tod Freislers (Präsident des Volksgerichtshofes) bei einem Bombenangriff ist kam es nicht mehr zu einer Verurteilung.

Als die Russen Berlin besetzt hatten, wußten wir nicht, wo unsere Mutter war. Wir hatten uns als Treffpunkt ausgemacht: entweder hier in Pätz oder Berlin - Schlesischer Bahnhof.

Nachdem die Russen unser Haus beschlagnahmt hatten und hier im Raum Operationen durchführten, gingen wir meine Mutter suchen.

Ich werde diese Bilder nie vergessen: Eine Menschenkolonne lief nach Berlin hinein und eine Menschenkolonne lief aus Berlin heraus. Menschen, Menschen, Menschen ...

Wir liefen über Königswusterhausen nach Berlin hinein - ich mit dem Fahrrad, mit meiner Schwester und dem kleinen Flüchtlingsjungen, der auf der Stange saß und ständig schrie: „Mein Po tut weh“. Als wir den Berliner Berg überschritten hatten, ließ ich plötzlich das Fahrrad und den Jungen fallen und fiel - wie meine Schwester sagte - einer fremden Frau um den Hals und schrie: „Mutter, Mutter!“

Und es war meine Mutter, die wirklich von den Russen befreit wurde und denen sie ihr Leben verdankt.

Wenn so ein Haus einen Volltreffer bekommen hat, waren sie alle tot oder waren eingeklemmt und lebten noch - bis sie erstickten. Der Bombenkrieg in Berlin war entsetzlich.

Karla Kirsche: Wir sind 1943 mit un-

ich neben dem Staatsexamen immer schon in der Bibliothek sitzen konnte und Literatúrauszüge gemacht habe.

Und wann haben Sie das Staatsexamen gemacht?

Das habe ich im März 1945 abgeschlos-

sen, auf der Urkunde ist noch das Hakenkreuz - am 13. März 1945.

Und das Staatsexamen lief auch noch völlig normal ab. Man konnte sich die Termine holen, man meldete sich an, und dann wurde man geprüft...

Ganz normal. Von den Professoren und Dozenten wurden wir sehr unterstützt, obwohl diese sehr überlastet waren. Die jungen Dozenten waren im medizinischen Dienst der Wehrmacht.

Beachtet man die Tatsache, daß man nachts wegen der Bombenangriffe keine Ruhe hatte und ständig irgendwelchen Einsatzbefehlen zur Brandwache Folge leisten mußte, war die Examensvorbereitung natürlich sehr anstrengend.

Und nach dem Staatsexamen haben Sie sich gleich zur Promotion angemeldet?

Das habe ich gleichzeitig gemacht. Die Einreichung der Promotion erfolgte schon 1944. Nach Abgabe der Arbeit und einer Art Aussprache habe ich im März 1945 meine Promotionsurkunde bekommen.

Und wie ging es danach weiter?

Berlin war damals überfüllt mit Flücht-

lingen. Und durch die dauernden Luftangriffe gab es tausende von Verwundeten in der Stadt. Ich wurde dazu herangezogen, Verwundetentransporte aus Berlin nach Lauenburg (Schleswig/Holstein) zu begleiten.

In Lauenburg war der Krieg für mich vorbei - ich geriet in englische Kriegsgefangenschaft, die ein halbes Jahr dauerte. Ich bin dann zunächst nach Oelsnitz, meiner Heimatstadt, zurückgekehrt und kam, nachdem ich mich in Jena umsonst beworben hatte, 1946 zurück nach Berlin. Hier erhielt ich eine Stelle am Institut für Anatomie, mein Anfangsgehalt betrug 330,- Mark.

Karla Kirsche: Ich wollte mich im Frühjahr 1946 einschreiben lassen, bin aber zunächst aus Überfüllungsgründen abgelehnt worden. Da meine Mutter aber im KZ Ravensbrück gesessen hatte und sie als Opfer des Faschismus galt, hat ein Polizeibeamter mir eine Immatrikulation ermöglicht.

Und dann konnte ich mich doch noch im zerstörten Hauptgebäude der Universität einschreiben lassen.

Im Sekretariat erhielt ich mein Studienbuch und das Studium konnte beginnen.

Hier habe ich dann auch während des

Studiums meinen Mann, den Walter, kennengelernt.

Wie war die Atmosphäre damals an der Universität?

Karla Kirsche: Zunächst einmal war da die schon beschriebene Wißbegierigkeit. Und dann war es kalt. Ich kann mich an eine Frau erinnern, die kam mit Fußlappen, weil sie keine Schuhe hatte. Sie wollte sich so ein wenig schützen vor der Kälte.

Wie erklären Sie sich diesen großen Willen der Studenten nach dem Kriege, zu studieren? Denn eigentlich studierte man ja immer noch ins nichts.

Walter Kirsche: Das ist verständlich. Wer dieses Inferno überlebt und erlebt hatte, und plötzlich in eine Zeit gerät, in der man nachts keine Angst mehr vor einem Bombenangriff zu haben brauchte, der will diese Chance nutzen. Und dieser Krieg war für so viele so schrecklich, daß sie ihr Studium auch als Antwort begriffen. etwas dagegen zu tun. Und ich habe auch nicht für möglich gehalten, daß heute wieder Hakenkreuze an den Bäumen kleben. Können denkende Menschen verherrlichen, was da geschehen ist?

Die Fragen stellten jk und jot.



Zerstörter Ostflügel der Anatomie (Frühjahr 1945)

Geschichte der Berliner Uni

Feldpoststudium



"Fernbetreuung der Jungakademiker" im Zweiten Weltkrieg

1942 - der Krieg im Osten ist seit Monaten kein Blitzkrieg mehr, immer öfter bestimmen Durchhalteparolen die offizielle Propaganda des Dritten Reiches. Langsam wird klar, daß dieser Krieg noch lange dauern wird. Nachdem des "Tausendjährigen Deutschlands" feldgrauer Schatzen auf fast ganz Europa gefallen war, kehrt er nun auch an seinen Ursprungsort zurück. An der "Heimatfront" beginnen die Grenzen zwischen Zivil und Uniform zu verschwimmen, in den Universitäten dominiert die Tristesse farbloser Gleichheit von Soldaten auf "Studienurlaub."

Allerdings, je mehr Kanonenfutter an der Ostfront verbeizt wird, desto weniger kann es sich die Wehrmacht leisten, studierende Soldaten nach Hause zu schicken. Um trotzdem Fachkräfte für die Zeit nach dem Endsieg zu haben, an dem in diesem Jahr noch immer nur sehr wenige Deutsche zweifeln, sollen die "im Felde stehenden Studenten" von den Universitäten "fernbetreut" werden. Wo Soldaten ferngetraut werden, können sie genauso gut auch fernstudieren, fernimmatrikuliert und ferngeprüft werden.

Qualifiziertes Kanonenfutter

Diese sogenannte "Fernbetreuung der Jungakademiker" kostet natürlich Geld. Es müssen Studienunterlagen, Bücher

usw. verschickt werden, auch die Veranstaltung von Lehrgängen an der Front muß bezahlt werden. Auf dem Wege der Feldpost erhalten so bald tausende Studenten Lehrbücher und Übungsaufgaben, und auf diesem Wege gelangten sie auch wieder zurück - von denen, die noch lebten.

Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (RMWEV) stellt am 7. Juli 1942 allein der Berliner Universität für das laufende Haushaltsjahr 13 700 RM dafür zur Verfügung. Das ist bei der Fülle von Aufgaben, die sich damit verbinden nicht viel. Andererseits ist die höhere Bildung bis auf wenige "kriegsrelevante" Ausnahmen (siehe unAUF 51) in den Zeiten des Totalen Krieges nicht wichtig genug, als daß sich genügend Geld bereitstellen ließe. So teilt der Minister den Hochschulen mit: "Die Kosten für die Beschaffung von größeren Grundrissen, Lehrbüchern und anderer umfangreicher Literatur müssen von den zu betreuenden Kriegsteilnehmern selbst getragen werden."

Die Vorsilbe fern-, eigentlich gedacht als Versuch, Normalität vorzutäuschen wo längst keine mehr war, gewinnt als makaberes Sinnbild für die Extrabehandlung der ständig am Rande einer unerreichbaren Ferne balancierenden Frontsoldaten immer mehr Einfluß auf die deutsche Sprache. Ferntrauungen sind fast schon die Regel, Fernbetreuungen werden es bald sein. Ab Anfang 1943 gibt's dann auch die Möglichkeit der Fernimmatrikulation an den Hochschulen. Besorgt um das verletzte Ehrgefühl der Soldaten mit Hochschulreife, die es nicht mehr geschafft haben, sich vor dem Gestellungstermin

einschreiben zu lassen und sich somit nicht stolz Student nennen dürfen, wenn es ans Sterben für den Führer geht, verfügt der RMWEV am 15. Januar 1943, daß "Wehrmachtangehörige mit Berechtigung zum Hochschulstudium auf schriftlichen Antrag an einer deutschen Hochschule eingeschrieben werden" können. Diese Immatrikulation habe gebührenfrei und ohne terminliche Bindung zu erfolgen. "Die Einschreibung schafft die Voraussetzung dafür, daß Hochschule und Studentenschaft alle in der Wehrmacht stehenden Jung-Akademiker in ihre Betreuungsarbeit einbeziehen."

Mathebuch im Schützengraben

Noch begreifen die Hochschulen nicht ganz, daß die Normalität nun endgültig vorbei ist. Noch zum Sommersemester 1943 teilt die Berliner Universität mehreren Antragstellern auf eine Fernimmatrikulation mit, "daß zum Studium stets nur solche Wehrmachtangehörige von den Universitäten zugelassen werden, die entweder von der vorgesetzten Dienststelle zum Studium beurlaubt oder kommandiert werden."

Ein Jahr später, am 8. März 1944 präzisiert der Minister: "daß ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt der Erlangung der Studiumsberechtigung jeder im Wehrdienst stehende männliche Studiumswillige fernimmatrikuliert werden kann, der bei Anwesenheit am Hochschulort voll immatrikuliert werden könnte."

Die Fernbetreuung wird immer wichtigerer Bestandteil der Arbeit an den Hochschulen. Dies um so mehr, als es spätestens seit Anfang 1944 fast unmöglich ist, auf Studienurlaub in die Heimat abkommandiert zu werden. Der Reichsminister des Innern teilt am 17. 4. 1944 den Hochschulen mit, daß *"der Studienurlaub und der Urlaub zur Teilnahme an Ausbildungs- und Fortbildungslehrgängen durch Führerentscheid gesperrt"* worden ist.

Die Zahl der Fernbetreuten steigt in

sogenannter "Kopfsatz von 8 RM je Kriegsteilnehmer." Für das Wintersemester 1944/45 meldet der Rektor "6 103 zu betreuende Studierende im Felde.", das waren immerhin mehr als ein Drittel aller an der Uni immatrikulierten Studenten.

Manche Fachrichtungen der Berliner Universität gleichen einer reinen Fern-Uni. Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Berliner Universität beispielsweise hat laut einem Schreiben des Dekans Ende 1943 "fast 2 000

zahl von Fachschriften usw. von den Verlagen."

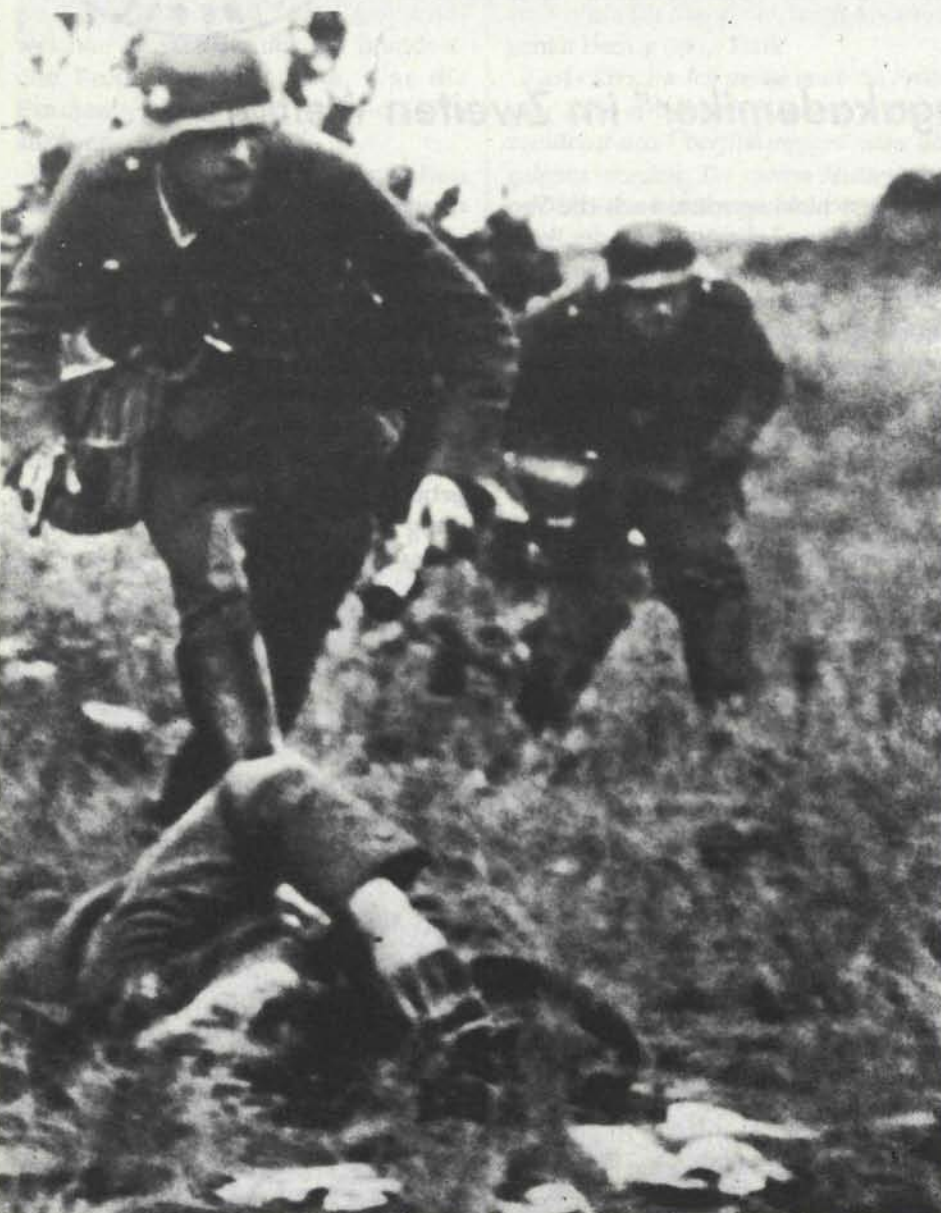
Die Propaganda verbreitet ein romantisch verklärtes Bild der in Feuerpausen in ihrem Schützengraben eifrig studierenden Soldaten, die Deutschlands Zukunft sein würden. Wenige nur fragen nach der Perversion eines Systems, dessen Hochschulen aus der Ferne Soldaten qualifizieren, die ihren nächsten Prüfungstermin mit großer Wahrscheinlichkeit nicht mehr erleben würden, geschweige denn den Einstieg ins Berufsleben. Darüber laut nachzudenken erfordert Mut, denn jeder Zweifel am Endsieg konnte den Tod bedeuten.

"Prisoners of War" an der Berliner Uni

Der Krieg "produziert" jedoch nicht nur immer neue Soldaten, Verwundete und Tote. Viele geraten in Gefangenschaft, vor allem in russische; die, die mehr Glück haben, verschlägt es in britische oder amerikanische Gefangenenlager. Darunter auch eingeschriebene Studenten der verschiedenen Hochschulen. Damit ist die Fernbetreuung jedoch lange nicht beendet, das Rote Kreuz macht's möglich, jedoch nur in den britischen und amerikanischen Lagern, die sowjetische Regierung ließ dies aus verschiedenen verständlichen Gründen nicht zu.

Seit November 1943 gibt es eine deutsche Richtlinie zur Betreuung von *"Kriegsgefangenen und zivilinternierten Jungakademikern im Britischen Reich und den USA, um eine erfolgreiche Aufnahme oder Wiederaufnahme des Studiums nach Rückkehr aus der Gefangenschaft"* zu ermöglichen. Dabei *"gelten grundsätzlich die Bestimmungen über die Studienbetreuung der im Wehrdienst stehenden Studenten."*

Mit deutscher Gründlichkeit wird geplant. Zunächst werden bestimmte Hochschulen benannt, die diese "Fernstudenten" zu betreuen haben. Dies sind die Universitäten in Königsberg, Kiel, Bonn, Innsbruck und Straßburg, mit genau nach Fachbereichen unterteilten Zuständigkeiten. Am 15. April 1944 übernimmt auch die Berliner Uni diese Aufgabe. Sie soll speziell die Studenten der Auslandswissenschaften, des Gartenbaus und des Zuckerfabrikwesens betreuen. Es werden Antragsformulare



den kommenden Jahren ständig an, deutlich absehbar an den dafür vorgesehenen wachsenden Beträgen, die der Minister der Berliner Universität überweist. Waren es 1942 noch 13 700 RM, so steigt die Summe 1943 auf 27 400 RM, 1944 liegt sie bereits bei 48 800 RM. Grundlage für die Berechnung ist ein

Betreute". Für diese selbst bei damaligen Verhältnissen recht hohe Anzahl bittet er um einen "Barzuschuß" für bestimmte Aufgaben. *"Hierbei handelt es sich insbesondere um Botengelder für den Abtransport der zum Teil sehr umfangreichen Sendungen zum Postamt sowie zur Abholung einer größeren An-*

entworfen, die "ausschließlich durch das Reichsstuden­tenwerk, Abt. Kriegsgefangenenstudienhilfe, in Eisenach" zu stellen waren. Das ausschließlich war wörtlich zu nehmen, trafen Anträge auf Fernbetreuung direkt bei den Universitäten ein, so waren diese an die oben­genannte Stelle weiterzureichen, um sie dann von dort genehmigt und gestempelt zurückzuerhalten.

Wie die Gefangenen zu betreuen waren, blieb weitgehend offen. *"Die Ausgestaltung der Fernbetreuung ist den Hochschulen überlassen. Die Betreuung soll sich insbesondere auch auf eine zusätzliche schriftliche Unterweisung und auf Übermittlung von Übungsarbeiten erstrecken. Beschaffung und Versand der erforderlichen Bücher obliegt dem Deutschen Roten Kreuz in Zusammenarbeit mit der Kriegsgefangenenhilfe des Reichsstuden­tenwerkes."*

Wie dies in der Praxis funktionierte, zeigt eine der Berliner Uni am 11. November 1943 vorgelegte Rechnung des Verlages "B. G. Teubner" über den Versand des "Teubner Mathematik-Leitfadens Bd. 4 u. 5" an einen Studenten der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen

Fakultät. Abgeschickt hatte man diese Bücher über das DRK Potsdam an den "Prisoner of War Uffz. A./Camp Nr. 15".

Anatomieprüfung beim Lagerarzt

In der verqueren Logik des Glaubens an den Endsieg war es nur folgerichtig, bald auch Fernprüfungen, zumindest für die Gefangenen in Betracht zu ziehen. Schon in seinem Erlaß vom 15. April 1944 ermöglicht der RMWEV "ordentliche Reifeprüfungen, Abschlußprüfungen an Fachschulen, erste und zweite Prüfung für das Lehramt an Volksschulen, Prüfung für das Lehramt an Hauptschulen." Später kommen Teilprüfungen für Medizinstudenten hinzu.

Aber wie sollte man diese Abnahme von Prüfungen in den Gefangenen­camps organisieren? Am 21.02.1945 legt der RMEWV auch dafür Richtlinien fest, die in ihrer Aberwitzigkeit und Realitätsferne verblüffen. *"Es besteht die Möglichkeit, über einzelne Fachgebiete Teil-*

prüfungen abzulegen, soweit geeignete Fachprüfer vorhanden sind. Ich bestimme daher, daß kriegsgefangene Medizinstudierende sich in den Lagern abgehaltenen Teilprüfungen unterziehen können. Als Lehrer kommen in Frage: Universitätsprofessoren und Dozenten, Ärzte, Chemiker, Physiker, Botaniker, Zoologen und Studienräte. Die Prüfungen werden vor dem Prüfungsausschuß abgelegt, dem die Lehrer als Prüfer angehören. Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses wird ebenso wie die Prüfer auf Vorschlag des deutschen Lagerarztes vom Lagerführer ernannt." Wie auch hier fragt sich der Betrachter immer wieder, wieviel Glaube an den "Endsieg", wieviel Verblendung oder einfach nur Sehnsucht nach einem Stück Ordnung und Normalität im heranbrandenden Chaos notwendig war, um noch Anfang 1945 eine Studienbetreuung für notwendig zu erachten, die vorbereiten soll auf eine Rückkehr in ein intaktes "Tausendjähriges Reich", als ob nichts geschehen wäre.

ojoff



„... mitten im deutschen Volke“

Die neue Dauerausstellung der Gedenkstätte Buchenwald zeigt neue Wege im schwierigen Umgang mit der jüngsten deutschen Geschichte.



„Zuviel KZ ist wie zuviel Erbsensuppe. Wir werden vollgestopft damit. Kotz.“ „In Sachsenhausen habe ich mich noch übergeben. Hier habe ich nur noch geschluckt.“ „Hitler ist für mich so fern wie Hannibal.“ – Sätze einer Schulklassse aus Berlin-Wedding nach einem Besuch in der Gedenkstätte Buchenwald. Viele von ihnen wissen nicht, was sie hier sollen. Die verordnete Vergangenheitsbewältigung empfinden sie als Gegenwartsbelästigung. Das, was sie hier sehen und was ihnen hier erzählt wird, kennen sie nur aus den Geschichtsbüchern. Selbst die Generation ihrer Eltern hat den Nationalsozialismus bestenfalls noch in den Windeln erlebt. Großeltern, die als Gesprächspartner dienen könnten, sind fünfzig Jahre nach Kriegsende rar geworden – es ist ganz richtig, daß

der 8. Mai 1995 wohl das letzte Gedenkjubiläum war, an dem noch Zeitzeugen befragt werden konnten. Langsam – so scheint es – wird auch der Nationalsozialismus Geschichte, entschwindet zwischen den Seiten unzähliger Bücher und verliert mit dem Aussterben der Kriegsgeneration seine übermäßige politische Brisanz wie Tabuisierung.

Vergangenheitsbewältigung als Gegenwartsbelästigung

Vor diesem Problem stehen auch die Gedenkstätten, die sich am Ort des

Grauens verpflichtet haben, zu erinnern und zu gedenken. Wie quälend die Frage nach dem weiteren Weg der Gedenkstätten ist, kam in letztem Jahr in der Diskussion um das Museum der Gedenkstätte Auschwitz zum Ausdruck, welches pleite ist und dringend renoviert werden mußte. Da wurde ernstlich erwogen, die Millionen Haare, Schuhe, Brillen und Koffer, die dort in riesigen Vitrinen den Besucher das Unfaßbare des Massenmordes verdeutlichen sollen, durch Imitate zu ersetzen. Denn die Renovierung der Ausstellungsstücke, die zum Teil schimmeln, ist zu aufwendig. Aber auf den sichtbaren Beweis wollte (und konnte?) man nicht verzichten. Wie soll Menschen, die das Geschehen in den Konzentrationslagern nicht aus eigener Anschauung kennen, vermittelt

werden, was damals im Namen des deutschen Volkes passierte? Reichen Worte? Müssen die wenigen Sachzeugen auf ewig als Mahnmal erhalten bleiben?

Für die Gedenkstätten im Osten Deutschlands ergibt sich ein zusätzliches Problem. Durch die totale Einbindung in die antifaschistische Doktrin des DDR-Staates und die mythenhafte Darstellung des Widerstandes in den Konzentrationslagern haben sich die Gedenkstätten zu fremden Orten entwickelt, die den Besucher nicht mehr erreichen. Hinzu kam, daß zwei von ihnen - Sachsenhausen und Buchenwald - nach dem Krieg als Internierungslager weitergenutzt wurden. Die Orte haben heute eine doppelte Bedeutung - zusätzliche Herausforderung für die Gedenkstätten.

In der Gedenkstätte Buchenwald bei Weimar hat man in einer neuen Dokumentation über das nationalsozialistische KZ nun versucht, neue Wege zu gehen, mit der Ausstellung Brücken zwischen den Generationen zu schlagen und sich mit höchstmöglicher Genauigkeit dem zu nähern, was sich vor mehr als fünfzig Jahren nahe der Goethe- und Schiller-Stadt in Thüringen ereignete.

Offene Baustelle

Was den Besucher erwartet, ist eine offene Baustelle. Von der Ausstellung geht nichts heldenhaftes, nicht monumentales und nichts inszeniertes mehr aus. Dem Besucher werden keine Antworten mehr gegeben, er muß sie sich selber suchen: „Das Ziel eines Museums an diesem Gedächtnisort ist die Gestaltung der Möglichkeiten für einen individuellen Grenzverkehr mit der Vergangenheit Buchenwalds“ - schrieb die Ausstellungsmacher in ihr Konzept. Das ist ihnen gelungen.

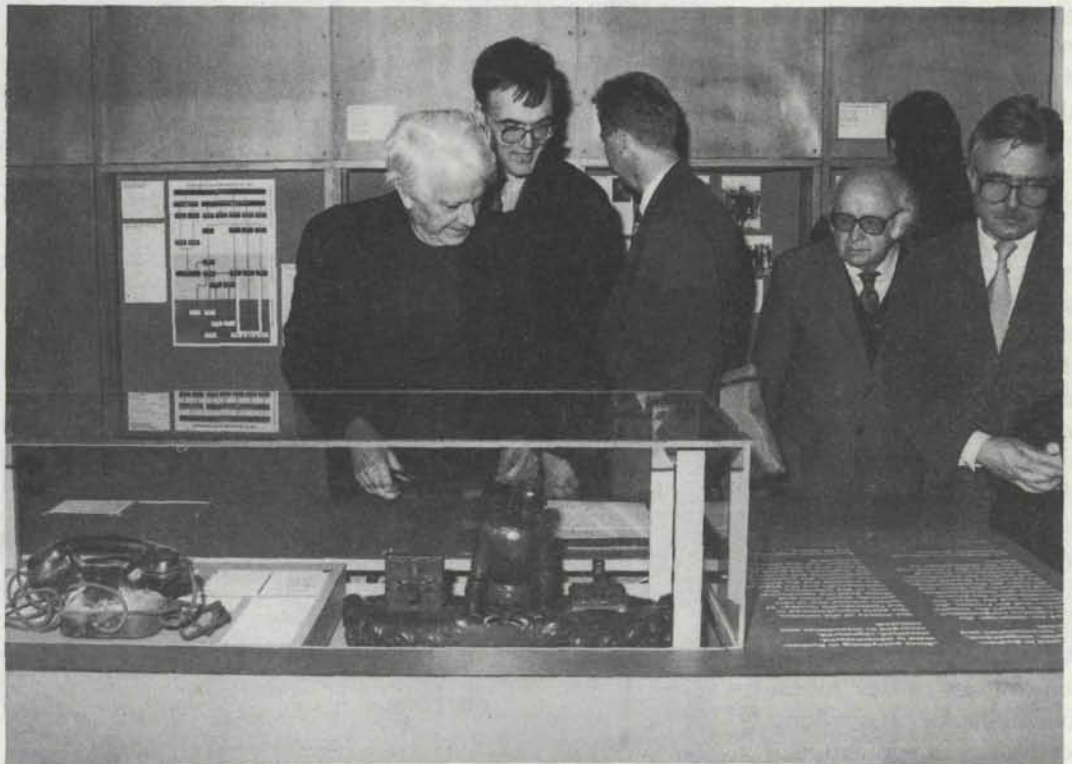
Auf zwei Etagen erwarten den Besucher eine Unmenge von kleinteiligen Dokumenten - Akten, Briefen, Fotos, Aussagen von Tätern und Opfern - in großen, grauen aus Stahlblechen zusammengesetzten Vitrinen, die dem Besucher zwingen,

sich einzulassen. Die eingesetzten Realien sind in der Minderzahl, den tatsächlich vorhandenen entsprechend. Und sie wurden dem Konzept nach eingesetzt, um die Hölle KZ verstehen zu können. Das Fragment des Galgens wird ebenso gezeigt wie Knöpfe der Häftlingskleidung, Kinderschuhe oder Gabeln. Der Schrecken liegt in der Banalität - die meisten Fundstücke stammen von der ehemaligen Abfallhalde des Lagers, wo all das landete, was nicht mehr gebraucht wurde, wie beispielsweise Schuhe toter Kinder. Was ebenfalls erstmals sichtbar wird, sind die Biographien der Täter. Die SS-Angehörigen bekommen Namen und Gesichter, sie tauchen nicht mehr als Teufel aus dem Nichts auf, sie werden begreifbare Menschen, deren Handeln umso unbegreifbarer bleibt. Auch der Alltag des Konzentrationslagers wird erstmals in voller Breite sichtbar, der das unvorstellbare Grauen erst deutlich machen kann. Es ist der Alltag aller Häftlingsgruppen, nicht mehr nur der politischen Häftlinge. Der ständige Druck der Vernichtung, der auf den Häftlingen lastete, kann so eindringlicher beschrieben werden, genau wie das unvorstellbare Nebeneinander von Leid und Hoffnung im Lager. Der Darstellung von Überlebensstrategien der Häftlinge wird erstmals Raum gegeben, wichtig genug, um den Besucher überhaupt eine Vorstellung davon zu ermöglichen, wie

sich ein Mensch in der Situation absoluter Macht über ihn verhält.

Stakkato des Grauens

Die Ausstellung beginnt sehr plakativ und deutlich vom Rest abgesetzt in der Weimarer Republik, Ursachen für die Machtergreifung der Nazis werden deutlich gemacht, ebenso wird die Entstehung des Systems der Konzentrationslager geschildert. Es folgt in der dichten Aufstellung der Vitrinen ein Stakkato des Grauens, das beim Besucher unweigerlich ein Gefühl der Beklemmung auslöst. Die Beklemmung der übermächtigen Information über das Grauen wird durch eine Installation des polnischen Künstlers Josef Szajna in Betroffenheit erweitert. Szajna, selbst Häftling in Buchenwald und Auschwitz, hat auf Papp-Umrissen von menschlichen Körpern und Köpfen kleine Häftlingsfotos geklebt, die die Menschen hinter dem namenlosen Leid sichtbar machen. Der zweite Teil der Ausstellung wirft beim Besucher des „individuellen Grenzverkehrs mit der Geschichte“ vor allem Fragen auf: Welche Rolle spielte die Stadt Weimar in ihrer Beziehung zum Lager. Wie wurde das Lager befreit? War es eine Selbstbefreiung?



Jorge Semprun (l.) während der Ausstellungseröffnung

Auch hier gibt es keine Antworten. Positionen werden gegenübergestellt. Meinungen angeboten. Es ist die Aufgabe des Besuchers, sich selbst zu entscheiden, welchen Weg er nun gehen will. Es gibt keine fertigen Antworten für das unfassbare Grauen vor fünfzig Jahren, jeder muß sie selbst für sich versuchen zu finden. In dieser Beziehung - und das ist neu - bietet das Museum völlige Offenheit an. Ein Weg, der nicht zuletzt auch für die eingangs beschriebene Generation der Nach-Nach-Geborenen, gangbar erscheint. Dazu gehören kleine, aber wichtige Details der Gestaltung. Beispielsweise können die zusätzlichen Informationen in Form von Dokumentensammlungen, quer durch das ganze Museum mitgenommen werden. Es gibt nur einen thematischen Weg durch das Museum, auf Schaulust wurde völlig verzichtet. Und der starke Andrang von Pädagogen, der in den Wochen nach Ausstellungseröffnung die Mitarbeiter der Gedenkstätte um Führungen bat, läßt auf ein Interesse bei Jugendlichen schließen. Die Generation, die heute für Demokratie stark gemacht werden soll, darf keine fertigen Antworten und Rituale mehr vorgesetzt bekommen. Sie muß sich diese Antworten selbst holen. Als noch am Abend des ersten Tages nach der Ausstellungseröffnung sich anonyme Schreiber an einem Text über die kommunistischen Kapos des Lagers zu schaffen machten, Sätze unterstrichen und mit „Lüge!“ markierten, entschieden sich die Mitarbeiter der Gedenkstätte für das Verbleiben der beschriebenen Textwand in der Ausstellung. Im Kreise der Mitarbeiter war man sich einig: „Das ist jetzt ein offenes Haus!“

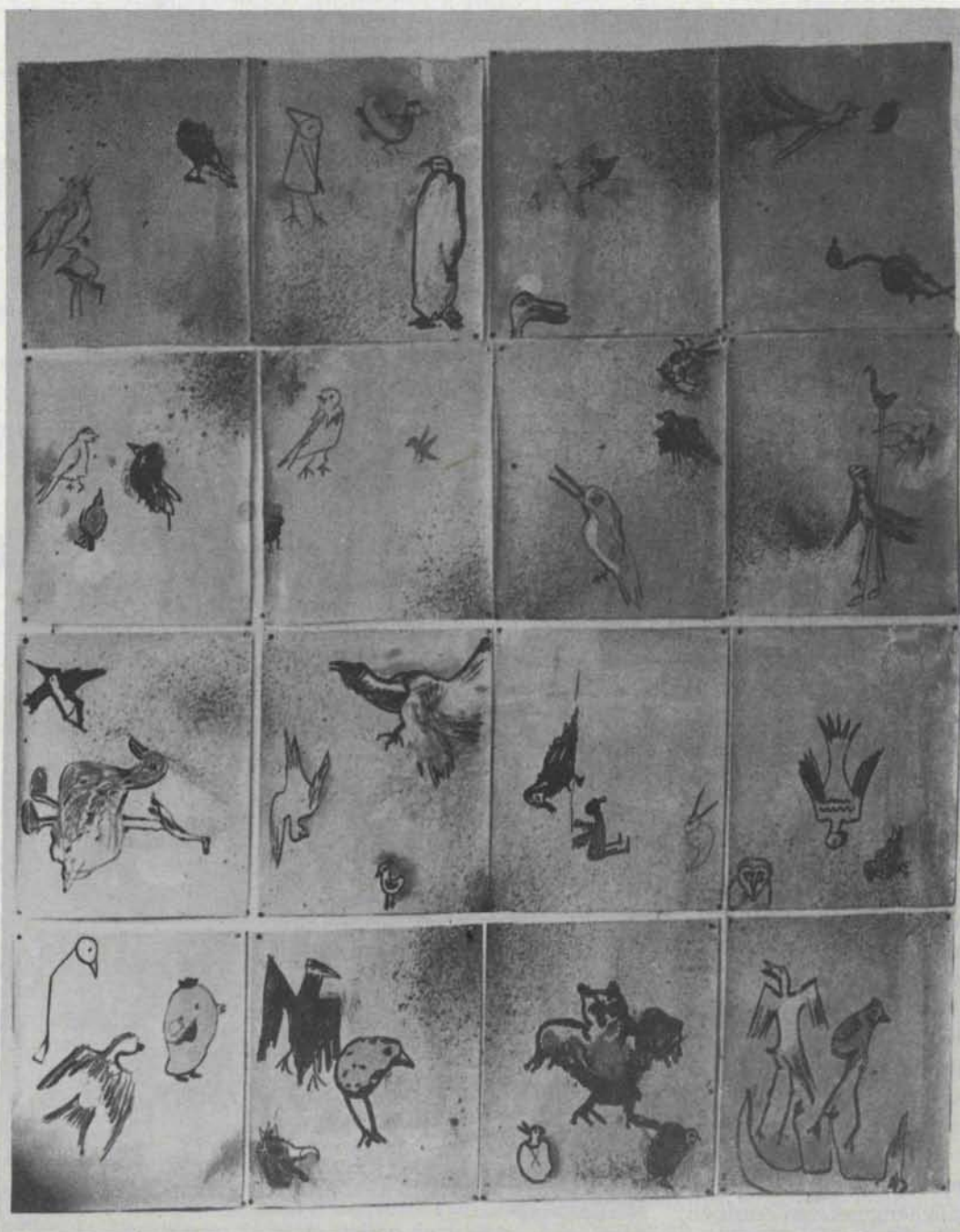
Am Ausgang der Ausstellung hat man sich für einen schlichten, aber ergreifenden Schlußpunkt entschieden: Mitten in der Arbeit zum Aufbau der Ausstellung beschloß man spontan, das Bild „Die Freiheit“ der Künstlergruppe Langenheimer

heimer an den Schluß der Ausstellung zu setzen. Es formuliert in seiner Schlichtheit und gleichzeitig frohen Stimmung nach der bedrückenden Kühle der grauen Stahlvitrinen die vielleicht einzige Botschaft, die das Museum den Besucher mitgeben will: „Nie wieder!“

Daneben dokumentiert die neue Ausstellung noch etwas ganz anderes: Sie wurde gemeinsam von Ost- und Westdeutschen gestaltet. Gegen den heftigen publizistischen Widerstand der Thüringer Bild-Zeitung, die am Ende zwischen Ost und West nicht mehr unterscheiden wollte, nur noch „Rote Socken“ sah und die Entlassung aller „Ostler“ forderte, wurde hier den Mitarbeitern, die schon

vor 1989 in der Gedenkstätte arbeiteten, die Chance gegeben, die Fehler der alten „DDR-Ausstellung“ wegzuräumen. Entstanden ist eine Ausstellung, die sowohl alte DDR- als auch alte BRD-Klischees vernachlässigt, neue Wege sucht. Und es ist etwas gelungen, was so oft in kulturellen Einrichtungen, Museen und Hochschulen in den neuen Bundesländern schief ging bzw. gar nicht erst versucht wurde: die Wende beider Seiten. Dafür, daß dies hier gelang und somit gezeigt wird, wie es nach 1995 weitergehen kann mit dem Umgang deutscher Geschichte, sei den Ausstellungsmachern gedankt.

jot

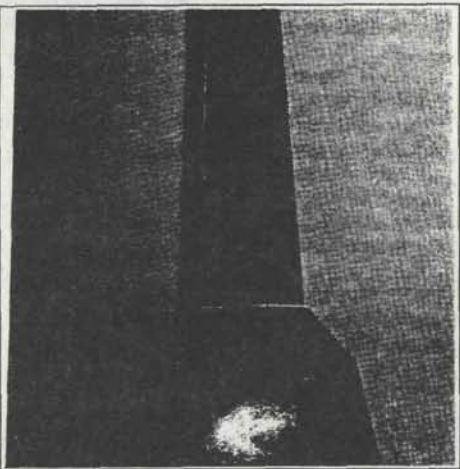


„Die Freiheit“ Künstlergruppe Langenheimer

Freizeitpark Holocaust

In Berlin soll ein Denkmal für die ermordeten Juden Europas entstehen - eine gigantische Fläche für haarsträubende Vorschläge.

Zwanzigtausend Quadratmeter Fläche. Beste Berliner Lage: Innenstadtbereich. In den ehemaligen „Ministergärten“, Rufnähe zur ehemaligen Reichskanzlei. Marktwert: 200 Millionen DM. Bearbeitungshonorar insgesamt 900.000,- DM, 6 - 18 Preise mit je 50.000,- DM. Künstlerische Anforderung: offen, architektonische Vorgaben nach oben und unten: grenzenlos. - Wettbewerbsbedingungen, bei denen jeder zum Künstlergiganten wird. Zumal, wenn er sich historisch verewigen kann - denn es geht um *das* Denkmal der Deutschen.



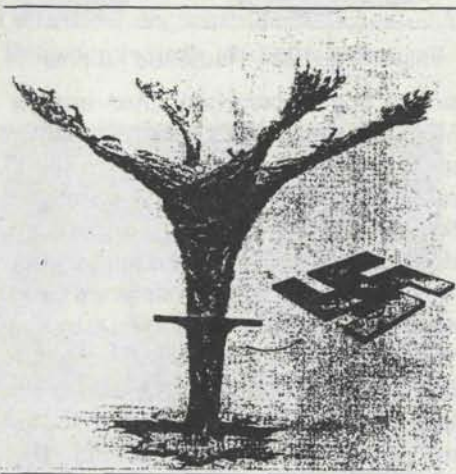
Stahlöfen - „größtmögliche Konkretheit des Tatsächlichen“

Seit sieben Jahren versucht ein Berliner Bürgerverein unter Leitung der Journalistin Lea Rosh, der deutschen Hauptstadt Berlin ein Denkmal zu verschaffen, welches der ermordeten Juden Europas gedenken soll. Der Verein versteht sich als „Forum für kreative Bürger und Bürgerinnen, die die Zukunft Berlins mitgestalten wollen“. In dieser Funktion hat man sich neben der Denkmalsbeschaffung mit Themen wie „Filmzensur an Berliner Schulen“, „Gesundheit in Berlin - Perspektiven für ein neues Gesundheitssystem“, „Kapitalismus - unser bester Exportartikel“ und „Deutsch - sein in Europa“ beschäftigt. Erfahrung im Umgang mit brisanten Themen ist

also vorhanden. Die brauchte man, denn den ersten Krach gab es, als von verschiedener Seite gefordert wurde, auch die Sinti und Roma mit ins Gedenken einzubeziehen. Das wollte der Verein nicht, es kam zu Streit zwischen Juden und Sinti und Roma, auch andere Opfergruppen wie Kommunisten, Homosexuelle und Behinderte forderten Denkmäler. Staatlicherseits entschied man sich zunächst nur für die jüdischen Opfer, schenkte der Berliner Initiative ein riesiges Areal am Potsdamer Platz und gelobte, weitere Monumente zu bauen.

KZ-Nummern der 6 Millionen Ermordeten

Weit über 500 Künstler und Architekten, in Kooperation mit Schriftstellern,

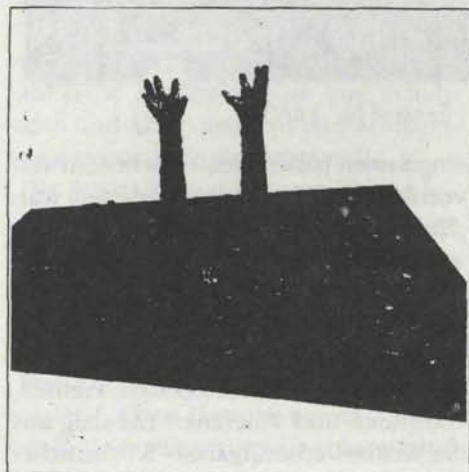


Entwurf 1118

Historikern, Stadt- und Landschaftsplanern trauten sich zu, das Unfaßbare in begreifliche Form zu bringen. Was entstand, beschreibt der *Spiegel* passend als einen „Steinbruch für Völkerkundler, Psychologen und Verhaltensforscher“. Die Ausstellung sämtlicher 528 Wettbewerbsbeiträge zeigte, wie man

nach 50 Jahren versucht, mit der Unfähigkeit und Hilflosigkeit fertigzuwerden, die einen beim Thema Holocaust befällt: verkrampt und unsicher.

Da schlägt eine vor, die Ministergärten plattzuwalzen, mit einem Stacheldrahtzaun zu umstellen und mit Scheinwerfern zu bestrahlen. Ein anderer will einen „brutalen Baukörper“ aus Corten-Stahl auf die Fläche stellen, in dessen Wände die KZ-Nummern der 6 Millionen Ermordeten eingestanzte werden. Beleuchtung hier: „Flakscheinwerfer“. Ein weiterer Teilnehmer läßt aus einem 20 Meter tiefen Meditationsgang eine goldene, 30 Meter hohe „Seelenfahne“ emporstoßen. Der Gang solle den Besucher über Rampen in „eine sich langsam weitende Spirale“ führen, „begleitet von flackerndem Licht und geflüsterten Namen der Ermordeten“. Vier Männern aus Höchststadt bei Nürnberg schwebt ein archaisches Schauspiel vor: „Aus der Tiefe blutigen Bodens ragt ein Judenstern pyramidenförmig, rein und weiß in den Himmel. Bewegtes Wasser trennt das Totenreich von den Lebenden.“ In sieben Metern Tiefe erinnern Reliefs mit der Darstellung „mehrerer Hunderttausend Schädelformen an das



„Zwei monumentale Hände.“

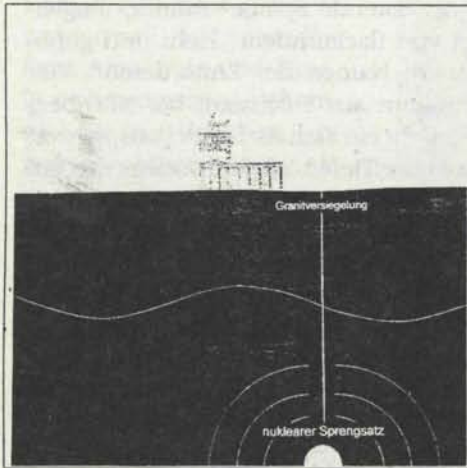
Totenreich“, nachts angestrahlt von Unterwasserscheinwerfern.

Die individuelle Auseinandersetzung des Künstlers mit dem Thema, die im jeweiligen Erläuterungsschreiben dokumentiert ist, offenbart das unerhörte Talent eines jeden, eigenes Unvermögen im Umgang mit dem Wahn der Judenvernichtung zu übergehen. Es ist ein Wechselspiel von Phrasen, Dramatik und der kühl-bürokratischen Täter-sprache des Dritten Reiches:

„Wo sind alle hingegangen? Was ist mit jedem Einzelnen geschehen?“ - „Zwei monumentale Hände, stark, voller Protest und Glaube an die Selbstbehauptung, sie überragen die ganze Umgebung, wie Schornsteine eines Krematoriums.“ - „Information über den Holocaustsachverhalt“ - „15 Millionen Mark (Kosten) sind gerade 2,50 Mark pro Ermordeten, wenn man allein der Opfer des Holocaust gedenkt.“

2,50 Mark pro Ermordeten

Alles in allem bleibt dem erschöpften Betrachter am Ende ein Gefühl der Hilflosigkeit. Es ist genau dieselbe Hilflosigkeit, mit der sich die meisten Künstler auf den Anspruch des Wettbewerbs



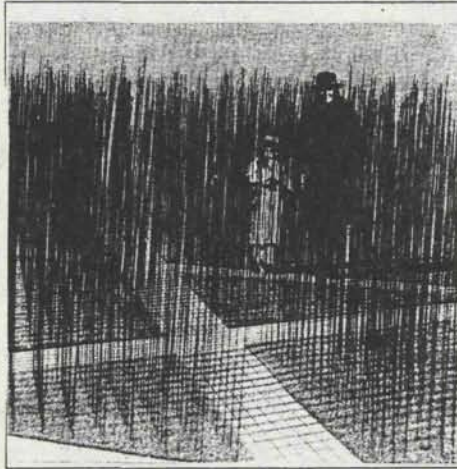
Entwurf Nr. 1463

eingelassen haben, dessen Scheitern von vornherein zu erwarten gewesen war: „Heutige künstlerische Kraft soll die Hinwendung in Trauer, Erschütterung und Achtung symbiotisch verbinden mit der Besinnung in Scham und Schuld. Erkenntnis soll erwachsen können, auch für künftiges Leben in Frieden, Freiheit, Gleichheit und Toleranz.“ (Auszug aus der Wettbewerbsaufgabe) - Wie unsicher die Jury selber mit dem war, was sie wollte, kommt in der Beantwortung von Künstlernachfragen zum Ausdruck: „Wie stellt sich der Auslober die Wirkung des

Denkmals auf Opfer und Täter vor? Antwort: Eine Antwort wird vom Künstler erwartet.“

Sie zeigt sich als Stereotyp im Umgang mit dem Holocaust: Bei vielen Entwürfen darf das verinnerlichte Auschwitz-Bild nicht fehlen - sei es die Rampe, der Verbrennungsofen, der Stacheldraht, die Leichen. Andere überschütten sich mit Symbolen - der gebrochene, in Mustern vervielfachte, in geometrische Formen zerlegte Davidstern, Gleise in Form der Menora, Steine, räumliche Abgründe - und als Krönung das Hakenkreuz.

Wer sich den Klischees nicht unterordnen will, schockiert oder gleitet ins Skurrile ab: Entwurf Nr. 1463 will den Platz mit schwarzem Granit zumauern und in 150 Metern Tiefe einen nuklearen Sprengsatz zünden, um „das Böse im Untergrund auszubrennen“. Entwurf Nr. 1118 möchte den Besucher in den grau-

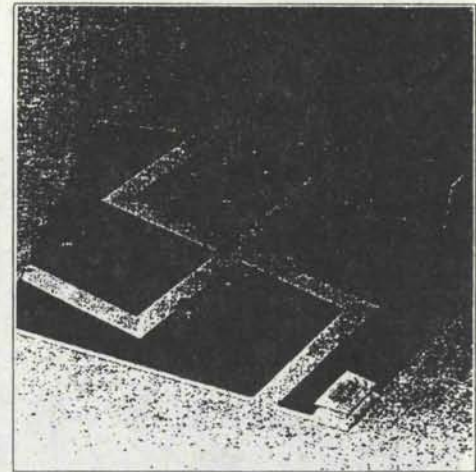


Entwurf Nr. 1251: Tausende Kämme
samen Sog einbeziehen: „Aus unserer Mitte gerissen, sehnsüchtig die Hände nach Hilfe ausstreckend, werden unsere Mitmenschen von einem unseligen Strudel erfasst... in die Tiefe gerissen durch das Hakenkreuz... doch aus der Asche der Gemeuchelten steigt ein Geist senkrecht gen Himmel...“ Die „ständige Wiederkehr des Weltenlaufs“ möchte Entwurf 1456 beschwören - indem er ein Riesenrad mit Güterwaggons acht Meter in den Untergrund versenkt. Die Waggons können von der unteren Ebene betreten werden und sollen in das „provokative Spannungsfeld... zwischen Volksfest und Volksvernichtung“ führen. Vielleicht sollte sich dieser Entwurf mit Nr. 1064 verbinden - einem „Theater im ökologischen Park“. Auf die Fläche soll ein versenktes, teils aufgeschüttetes Theater gestellt werden, dahinter vier Salinengebäude. Ein künstlicher Hügel soll mit „Bäumen, Blumen und Kornfel-

dern aus Israel“ bepflanzt werden. Neben das Theater werden Gebäude mit „ökologischer Nutzung“ gestellt - Maschinen, Bienen- und Vogelhäuser.

Goethe-Auschwitz-Achse

Der Clou ist eine „von Goethe nach Auschwitz führende via dolorosa“. Die Künstlergruppe aus Berlin, die „kein Denkmal für Juden, sondern nur für Deutsche“ bauen will, haben ein einmaliges Spektakel im Sinn: „Zusammen



Ein Hakenkreuz für die ermordeten Juden mit den 6 Millionen Juden ist das kulturelle, geistig-sittliche Deutschland in den Orkus gefahren. Das pathetische Goethe-Denkmal, das bedeutungsbeladene Brandenburger Tor und die bedrohend-kryptische Nazi-Unterirdischkeit (Hitler- und SS-Bunker) ergeben eine ikonographische Eisenbahnlinie, die in der Höhe des Goethe-Denkmal beginnend auf einen KZ-Waggon über die Ebert-Straße und das versinkende Brandenburger Tor hinweg in den Abgrund des anus mundi (Auschwitz) führt. (...) Aus dem Auschwitz-Krater lodert nachts eine Flamme, Wasser aus allen Deportationsländern fallen in den sechs Stockwerke tiefen Krater, aus dem hallende Geräusche klingen, verursacht vom Wasserfall und den Schritten des Besuchers, der während des mühsamen Weges in die Tiefe allmählich den Kontakt mit der Oberwelt verliert“.

Was in der Aufzählung noch fehlt, sind die Sammler und Trauerarbeiter: Entwurf 1436 möchte 6 Millionen Anstecknadeln kaufen, um sie anschließend an die Besucher zu verkaufen. Die Künstlergruppe „12 Millionen Augen“ möchte ein „europäisches Haus aus rostendem Stahl“ errichten, in dessen Dach 12 Mil-

lionen augengroße Löcher im Laufe der Zeit eingebohrt werden. „Work in process“ nennt Jury-Vorsitzende Walter Jens solche unfertigen Mach-Mit-Initiativen: „Die Besucher des Mahnmals können einen Teil ihres gegenwärtigen Alltags opfern: einen KAMM. Daraus wird das Mahnmal entstehen.“ - meint Entwurf 1251. Durch das „Brachland“, auf dem mannshohe Eisenstäbe stehen, werden aus Holzrosten bestehende Wege gelegt, von denen aus der Geden-

kende sich seinen Stab aussuchen kann, auf den er seinen Kamm „pflanzt“.

Ist ein solches zentrales Denkmal notwendig? Brauchen die Deutschen eine zentrale Staatstrauer- und Kranzabwurf-Stätte? Werden die „Nachgeborenen mit einem Beschuldungsritual konfrontiert, das sie nicht trifft oder das sie bestenfalls als Show wahrnehmen, und läuft die Kultur des ritualisierten Gedenkens nicht auf ihre Abstumpfung hinaus“, wie Dirk Schümer in der *FAZ* schreibt?

Die Wettbewerbsausschreibung steckte einen finanziellen Rahmen von 16 Millionen DM, von denen je 4 Millionen DM vom Bund und dem Land Berlin kommen, der Rest - 8 Millionen DM - soll durch Spenden aufgebracht werden. Ein wodurch berechtigter Aufwand?

Nach Henryk Broder ist das Vorhaben schon soweit fortgeschritten, „daß man befürchten muß, es könnte realisiert werden“. Er hat leider recht.

Die Ausstellung gesehen haben rebus und jot.

Ende und Anfang

Photographen in Deutschland um 1945
19. Mai bis 29. August 1995

Zum 50. Jahrestag des Kriegsendes am 8. Mai 1995 bereitet das Deutsche Historische Museum eine Photoausstellung mit dem Titel „Ende und Anfang. Photographen in Deutschland um 1945“ vor.

Diese Ausstellung kombiniert zwei unterschiedliche Sichtweisen und Haltungen: Sie wird zum einen Bilder der Sieger zeigen: Bilder von Photographinnen und Photographen, die mit den siegreichen Alliierten nach Deutschland kamen und für zeitschriften wie *LIFE*, *PICTURE POST* und andere die Befreiung und die Überreste Nazideutschlands

photographierten. Robert Capa und George Rodger waren die bekanntesten unter ihnen, ebenso Margaret Bourke-White und Lee Miller.

Den Vormarsch der sowjetischen Truppen hielten Männer wie Jewgeni Chaldej, Georgi Petrusow, Arkadi Schaichet und Georgi Selma fest. Die genannten Photographen werden in der Ausstellung mit einer Auswahl ihrer Bilder, von denen einige zu Ikonen der „Stunde Null“ geworden sind, vertreten sein.

Auch auf der Seite der Besiegten und Befreiten wurde photographiert, zu-

nächst heimlich, dann unter erschwerten Bedingungen (Requirierung von Photoapparaten, Materialmangel). Offenbar ohne besonderen Auftrag betrieben deutsche Photographen Spurensuche in ihren zerstörten Städten, so Hermann Claasen in Köln, Edmund Kesting und Richard Peter sen. in Dresden, Herbert List in München oder auch Friedrich Seidenstücker in Berlin. In vielen dieser Bilder steigert sich die bildnerische Aussage zu einer ambivalenten Mischung aus Trauer über das endgültig Verlorene und einer Faszination durch die Aura der Ruinen.

Ergänzt wird die Produktion verschiedener Berufsphotographen (ca. 160 Fotos) durch eine Auswahl von Knipserphotos aus den Jahren 1945/46. Im Rahmen eines Zeitungsaufrufs des Deutschen Historischen Museums haben zahlreiche Photoamateure ihre Schubladen und Alben geöffnet und Schnappschüsse von damals eingesandt.

Die Ausstellung will einen Beitrag leisten zur Photogeschichte des Jahres 1945, sie soll die unterschiedlichen Perspektiven auf das Kriegsende - Sieg und Befreiung oder Zusammenbruch und Niederlage - zeigen.

Das Konzept der Ausstellung stammt von Prof. Klaus Honnef, einem der großen Kenner zeitgenössischer Kunst und Photographie.

Eröffnungstermin ist der 18. Mai 1995, 19 Uhr, im Berliner Zeughaus.



Berlin 1945

Georgi Petrusow

Eisernes Kreuz für Völkermord

Die Verbrechen der Wehrmacht in Osteuropa

Eine Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung beweist: Einfache deutsche Soldaten ermordeten während der Besetzung des Balkans und der Sowjetunion - massenhaft und systematisch - Kriegsgefangene, Juden und andere Zivilisten.

Damit bricht sie mit einer Legende, die bereits durch die Fälschung von Kriegsakten und verschleierte Sprachregelungen während des Krieges vorbereitet worden war, die in den Illustrierten, der Romanliteratur und den Filmen der Nachkriegszeit in West-Deutschland verbreitet wurde und die bis heute fortwirkt.

Die Wehrmacht - so macht die Legende glauben - habe nur mit Anstand und Würde ihre soldatische Pflicht erfüllt und sei über die Greueltaten der SS allenfalls nachträglich informiert worden.

Die Wirklichkeit sah anders aus: die Wehrmacht spielte eine aktive Rolle beim Ge-

nocid an den Juden, sie war verantwortlich für den millionenfachen Mord an den sowjetischen Kriegsgefangenen, sie plünderten und verwüsteten die besetzten Gebiete, sie unterstützte die Deportation von Hunderttausenden zur Zwangsarbeit nach Deutschland, sie be-

trieb, unter dem Deckmantel des Partisanenkrieges, den systematischen Mord an der sowjetischen Zivilbevölkerung.

Nicht an allen Fronten ging die deutsche Armee mit der gleichen Rücksichts-

Ein naher Verwandter schickte unserer Familie 1942 aus Rußland, wo er an Hitlers „Unternehmen Barbarossa“ einberufen teilnahm, ein Photo, auf dem eine Gruppe ärmlich gekleideter Menschen, Greise, Männer, Frauen und Kinder, abgebildet waren. Auf der Rückseite war ein handgeschriebener Satz zu lesen, der mich bis heute verfolgt, sobald die unsäglichen Greuel des Krieges zur Sprache kommen: „Partisanen der übelsten Sorte, kurz vor der Umlegung.“

Leserbrief an DIE ZEIT (Nr.13/1995, S.23)



losigkeit vor. Gemäß der nationalsozialistischen Ideologie, welche die slawischen Völker - ähnlich wie die Juden - mit den Attributen von Tieren belegte, führten deutsche Soldaten nach dem Überfall auf die Sowjetunion einen Vernichtungskrieg, der keine Flüchtlings-

konvention, kein Kriegsgefangenenrecht und keine Menschenwürde mehr gelten ließ.

Führer-Erlasse und die „Verhaltens-Richtlinien“ des OKW forderten „kollektive Gewaltmaßnahmen“ und „restlose Beseitigung jedes aktiven und passiven Widerstandes“.

Die jeweiligen Befehlshaber setzten diese Rahmenbefehle vor Ort in konkrete Handlungsanweisungen um. Blieben Sabotageakte ungeklärt, wurde „das Erschießen von ortsansässigen Juden oder Russen“ befohlen.

Mit der Begründung, die Juden allein seien für die Überfälle der Partisanen verantwortlich, wurde ihre rücksichtslose Vernichtung verlangt und - wie private Äußerungen und Amateurfotografen von Kriegsteilnehmern auf erschütternde Weise belegen - auch bereitwilligst durchgeführt.

Mit Reproduktionen von Kriegstagebüchern und Fotoalben, Zusammenstellungen von Feldpostbriefen und Aufsätzen von Kriegsgefangenen, die der Ausstellung beigegeben wurden, wird belegt daß das Wissen um Vernichtung und Verbrechen in weiten Kreisen der Wehrmacht - und ihrer Angehörigen - präsent war.

Daß diese Wahrheit bei manchen auch heute noch Tabus bricht, zeigte die große Aufmerksamkeit und die Spannbreite der Reaktionen, welche die Ausstellung seit ihrer Eröffnung am 5. März dieses Jahres in der Hamburger Kampnagelfabrik und parallele Veröffentlichungen zum Thema in der ZEIT erfahren haben.

Vom 10. Mai bis zum 22. Juni wird sie auch im Foyer der Humboldt-Universität zu sehen sein.

Die Fülle des Materials droht den Ort zu sprengen, seine erschütternde Botschaft wird niemanden unberührt zur Vorlesung gehen lassen.

Geck

Über die nie zur Aufführung gelangte, von Louis Malle diskret gefilmte und von Regisseur André Gregory exzellent besetzte Tschechow-Adaption des David Mamet:

„Vanya on 42nd Street“

Nachmittag. Es ist heiß, Menschen strömen über den Broadway, die Stadt brodelte. Die Kamera verweilt mal bei diesem, mal bei jenem. Unbestimmt schlenndernd wie ein Flaneur zwischen der eiligen Menge saugt sie den heißen Atem der Stadt in sich ein. Einige lösen sich aus dem Strom, kommen zusammen. Acht Schauspieler und ihr Regisseur. Heute steht eine Durchlaufprobe für Tschechows „Onkel Wanja“ auf dem Programm. Wie immer haben sich eine Handvoll Gäste eingefunden. Die Kamera gleitet mit dem kleinen Grüppchen von der betriebsamen Straße ins träge dumpfe Theatermilieu. Tempiwechsel.

Probenort ist das „New Amsterdam“ Theater, um die Jahrhundertwende eines der strahlendsten Bühnen am Broadway, jetzt eine zugige Ruine mit nassen Wänden und altem Plüsch. Der einstige Revueglanz ist längst in Dekadenz übergegangen. Inzwischen hat Disney das Haus gekauft. (überhaupt scheinen die Zeit und der Film als solcher eine gewisse Finalität geschaffen zu haben, das „Experiment“ – eine Theaterinszenierung als „work in progress about life in stagnation“ –, Über das der Film handelt, ist beendet.)

„Wie lange ist es her, daß wir uns kennen?“ fragt ein Schauspieler seine alte Kollegin. „Wie lange? Gott, laß mich überlegen“, antwortet sie. Währenddessen ist man unversehens in eine fremde Welt geraten, das Spiel ist bereits in vollem Gange. Aus dem Begrüßungsritual, trägem Geplauder um Befindlich- und Neuigkeiten ist etwas anderes geworden: mit einem Mal wird der Alltag zum Spiel, das „New Amsterdam“ zum russischen Landgut, das plüschige Interieur zum schwülen Sommertag. Was vorher draußen war, flüchtig und unscheinbar, geht drinnen geheimnisvoll weiter. Erst die stetige Kamera, die mit einem Mal einsetzende klare Stille markieren den

Beginn deutlicher.

Wanja, der Gutsverwalter, der um sein Leben betrogen, rasend die Frau des Gutsverwalters liebt, den er verachtet, da er ihn zuviel bewundert hat, das erkennt und ins Leere fällt – so müßte es sein, die Geschichte. So ist es auch, wäre da nicht dieses Augenzwinkern, diese leichte Ironie, mit der die Schauspieler immer wieder auch zu Protagonisten ihrer selbst werden.

Kurzes Intermezzo während der Pause. Man trifft sich am Buffet, plaudert. Der Lärm der Straße nimmt wieder zu, von irgendwo hört man ein Saxophon. Während der Probe ist es still gewesen, nur selten drang ein dissonanter Ton von außen in die muffige Schwüle des Theaterraumes.

Nach der Pause sammelt man sich um den runden Tisch. Auf der einen Seite Gregory mit den Gästen, auf der anderen Jelena mit dem Professor. Und wieder entsteht die fremde Welt Tschechows – ein atmosphärisches Konzentrat aus indirekten Dialog, aus Gesagtem und Ungesagtem, aus Pausen, Schweigen, scheinbar zusammenhanglosen Repliken, aus dem, was man sich selbst und anderen einredet, was man verwischt oder was man verschweigt.

Das Stück, seid 1989 immer mal wieder geprobt, später vor geladenen Freunden gespielt, ist nie aufgeführt worden. Viel zu leise sprechen die Schauspieler, viel zu sehr aufeinander bezogen sind sie nach der jahrelangen Probenzeit. Die ruhige Intensität, die das Ganze trägt, ginge auf einer großen Bühne und vor einem Publikum, das nicht zugleich Teil und Komplize der Inszenierung wäre, unweigerlich verloren.

Hier hat Louis Malle angesetzt. Die theatralische Stille, das Bühnenlicht, Sprache, Rhythmus, die formale

Schlichtheit der Kulissen, alles erinnert ans Theater. Und doch hat Malle subtil erweitert, verbunden, verwischt. Seine Kamera ist wie das Auge des Zuschauers, mal leicht zur Seite geneigt, verweilend, neugierig. Er fängt Reaktionen ein, die sich nur auf den Gesichtern spiegeln, viel zu flüchtig eigentlich, um gesehen zu werden. Oder er greift zum Mittel des inneren Monologes, schafft eine sinnliche Atmosphäre allein durch die Nähe der Kamera und scheint dabei doch nicht mehr zu tun als die Dinge, die da sind, aufzuzeichnen.

Das Stück ist zu Ende. Die Geräusche nehmen wieder zu – es ist, wie wenn die Lichter angehen nach der Vorstellung. Die Kamera wandert noch einmal über die Gesichter der Schauspieler, zeigt sie gelöst und erschöpft, heiter und zufrieden und albern – und man meint, sich im Kinosaal räkelnd, nun wirklich die Menschen selbst zu sehen und nicht mehr die Spieler. Verläßt das Kino noch ganz befangen, schüttelt den Kopf, um wieder wach zu werden – und mit einem Mal die Frage, ob nicht alles, das Spiel der Probe und der Film über das „spielend geprobt und probend Gespielte“, ob dies alles nichts weiter gewesen ist als eine einzige großartige Illusion?? „Finita la Comedia“.

Schah von Bla



„Vorher kassieren, oder nachher?“

Callboy, um sein BAföG aufzubessern?

Im Berliner Stadtmagazin "tip" gibt es im Kleinanzeigenteil eine der größten Rubriken für professionelle Liebesdienste in Berliner Gazetten. Neben Kino, Konzerten und Kolloquien gehört das halt auch zur Berliner Szene. "Money makes the world go round" steht quasi als Motto und gleichzeitig Warnung über den Offerten. Aber der- oder diejenige, die gezielt blättert, wenn der Trieb übermächtig wird, muß nicht erst gewarnt werden; daß hier der Kommerz regiert, ist klar.

Immer mal wieder tauchen Anzeigen auf, in denen angebliche oder wirkliche Studenten um Kunden werben. Callboy als studentischer Nebenjob, auf den ersten Blick ungewöhnlich. Andererseits müssen Berliner Studenten bei allgemeinen Sparmaßnahmen im Hochschulbereich öfter mal ihren Arsch hinhalten und etliche von ihnen prostituieren sich auch in anderen Amüsierbetrieben der Hauptstadt, wie in den Kneipen der Sündenmeile Oranienburger oder in diversen Taxi-Unternehmen - und verdienen meist weniger.

Wenn jemand mit dem Zusatz Student wirbt, muß doch davon eine geschäftssteigernde Wirkung ausgehen. Ist Student ein Qualitätsbegriff, etwa für besondere Jugend oder intellektuelle Belastbarkeit? Nun ist dieser Job wirklich nicht jedermanns oder jederfraus Sache. Und gerade von StudentInnen mit ihrem angeblich ausgeprägteren sozialen Bewußtsein erwartet man nicht, daß sie ihre Haut zu Markte tragen. Oder tun es manche genau deswegen? Was treibt einen Menschen, seinen Körper zu verkaufen? Wie bewahrt er seine Seele vor Schaden?

Diese Fragen und mehr beschäftigten mich, als ich mich mit Udo B. in seiner Wohnung zum Interview treffe. Udo ist 26 Jahre alt und studiert seit 1992 Sozialarbeit an der Fachhochschule für So-

zialarbeit und Sozialpädagogik (FHSS) hier in Berlin - und er verdient seinen Lebensunterhalt als Callboy, in diesem Falle für Männer. Damit ist er einer von ca. 150 Callboys in der Stadt.

Udos Studienrichtung erwies sich als besonderer Glücksfall, war er doch dadurch in der Lage, auch einige meiner allgemeineren Fragen zum Thema gerade von der künftigen Sozialarbeiterseite zu beantworten.

"Sell your house, sell your car, sell your children!" In riesigen Lettern steht dieser aus den wilden 60ern stammende Spruch über dem Bett von Udo. In Gedanken setze ich ihn fort: "Sell your body!".

Als erstes klärt mich Udo über den Unterschied zwischen Stricher und Callboy auf. Stricher sind meist gezwungen, ihre Kunden auf Bahnhöfen u. ä. zu suchen; Callboys dagegen haben ein Telefon und eine eigene Bude, müssen regelmäßig ihre Miete zahlen, d. h. sie sind irgendwo schon sozial eingegliedert. Meist sind sie auch älter als die "Kinder vom Bahnhof Zoo", so Mitte 20, und damit, zumindest glaubt das Udo, wesentlich eher in der Lage, mit diesem Job "eigenverantwortlich" umzugehen. "Diese 14, 15jährigen Jungen haben doch noch gar keine eigene Sexualität, wissen gar nicht ob sie hetero oder schwul sind. Die können doch überhaupt nicht den nötigen Abstand aufbauen, werden ausgenutzt von Leuten, die sich dann auch noch in den Medien als liebe Onkels hinstellen. Es ist doch mies, wenn die ihr Coming-Out auf dem Strich haben," meint Udo, als der Sozialarbeiter aus ihm herausbricht.

Aber meist spricht er über sich, über seine Erfahrungen und auch über seine Ängste. Und er ist dabei überraschend offen, auch wenn er sagt, daß er nicht für alle spricht, sondern nur für sich ...

"Hoffnungslos schüchtern"

UnAUF: So ganz gewöhnlich ist Dein Nebenerwerb nicht gerade. Und es gibt einen Haufen studentischer Nebenjobs, wie bist Du ausgerechnet auf Callboy gekommen?

Udo: Ehrlich gesagt, eine soziale Notwendigkeit war es nicht. Klar, die 750 DM BAföG, die ich damals bekam, reichten hinten und vorne nicht. Andere arbeiten halt in den Semesterferien, fahren dann nach Indien und kommen ganz gut zurecht.

Es war eher eine Idee, eine Vorstellung, an die ich mich erinnerte, als das Geld dann einfach mal knapp wurde. Als 16jähriger trampelte ich sehr viel. Wir hatten zuhause kein Auto und der Bus fuhr im 30-Minuten-Takt. Wenn ich dann so an der Straße stand, in Jeans und mit Schultasche, bemerkte ich nach einiger Zeit, das so etwa jeder zweite Mann, der in die Bremsen ging, schwul war. Meistens schauten die mich dann beim Fahren ständig von der Seite an oder fragten schon mal, ob ich eine Freundin hätte und was ich denn so den ganzen Tag mache etc. Bei diesen Fragen wußte ich dann schon nach einiger Zeit gleich Bescheid. So hoffnungslos schüchtern, wie ich war, wurde ich ganz rot oder steif wie ein Brett. Manchmal bin ich dann auch schon mal früher ausgestiegen. Passiert ist da nie was.

Zu dieser Zeit war auch die US - Army bei uns im Dorf. Da hat mich dann mal ein 'Schwarzer' angesprochen. Nett und gutaussehend, dachte ich so bei mir, der wollte mir 200 Dollar geben, wenn ich mit ihm ins Hotel komme (200 \$ = damals 400 DM). Der wurde dann aber so massiv, das ich mich dann doch nicht traute, obwohl ich im innersten bereits total neugierig auf Männer war.

Nun so ähnlich war das dann auch zu Beginn in Wuppertal, als ich die ersten

Damals studierte ich dort Sozialwissenschaften.

Hoffentlich hältst du mich jetzt nicht für arrogant, aber die standen alle total auf mich. Ich war überwältigt. Die älteren unter den Schwulen waren vollkommen aus dem Häuschen, wie damals beim trampen, und die wollten mir meist einen ausgeben. Meine Getränke hab ich in dieser Zeit nie selbst bezahlen müssen. Als ich allerdings merkte, daß die alle nur auf mein Gesicht und meinen Hintern abfahren und kaum einer dabei war, der mal länger blieb, dachte ich so bei mir: Wenn die nur Sex wollen, dann sollen sie dafür bezahlen. Das haben sie dann auch letztendlich gemacht.

Hast Du jemals daran gedacht, einen Nebenjob über die TUSMA oder ähnliches zu suchen?

Ich hatte bis jetzt in meiner ganzen Studienzeit auch immer Nebenjobs. Durch meine Callboytätigkeit konnte ich auf Wochenend- und Nachtarbeit in der Kneipe verzichten. Gleichzeitig war ich durch die Nebenjobs nicht so abhängig vom Callboydasein.

Die letzten Jahre hatte ich manchmal überhaupt kein Bock mehr auf Kunden und wollte lieber einen Job, wo ich auch mal 30 Stunden arbeiten kann, auch weil ich kein BAföG mehr bekomme. Nur komme ich dann über die 20 Stundenmarke und muß mein Einkommen voll

versteuern. Letztlich arbeite ich mehr für die steuerlichen Abgaben, hab' aber keine müde Mark mehr am Ende des Monats, als ich als Callboy verdiene. Schwarzarbeit hat halt so ihre Vorteile.

In den "Profi"-Anzeigen wird häufiger mit dem Begriff Student geworben. Ist das irgendwie eine Art "Qualitätsbegriff" - von wegen jung oder intellektuell ansprechbar?

Auch ich habe mal in meinen Anzeigen dazugeschrieben, daß ich ein Student bin. Das hat aber nichts gebracht, eher das Gegenteil, eben weil es so was intellektuelles hat. Die meisten Leute, die kommen, wollen Sex und nicht Philosophieren.

"Ein Prof hat noch nicht angerufen"

Hat schon mal ein Professoren angerufen?

Gott bewahre. Es reicht mir schon, wenn meine Mutter anruft, nachdem ich zuvor mit einem Kunden besprochen habe, was man wo reinstecken darf.

Wie reagieren beispielsweise Deine Kommilitonen, wenn sie von Deinem 'Nebenjob' erfahren?

Mir fehlt wohl eine gewisse Verschlagenheit, um ein Doppelleben führen zu können. Vor allem zu Beginn war ich damit natürlich, weil es neu war, so beschäftigt, daß ich einfach auch Freunde brauchte, denen ich mal was erzählen konnte.

An der Uni in Wuppertal gab es eine kleine Schwulengruppe - da ging alles schnell rum. Es zu verleugnen machte dann eh keinen Sinn mehr.

Im nachhinein stellte ich schon öfter fest, es wäre besser gewesen, es nicht zu sagen, aber wie soll man jemanden klar machen, daß man zwei Telefone benötigt. Einige dachten auch, ich hätte einen riesigen Freundeskreis, weil so oft das Telefon läutete. Manche sind dann besonders geil auf einen, weil sie einen Callboy noch nicht in ihrem Repertoire hatten - 'mal sehen wie der es so macht.'

Die Sache ist wirklich schwierig. Wenn ich einen Korb bekomme, weiß ich letztendlich nie so genau, ob es nicht doch mit meinem Nebenjob zusammenhängt. Oft weiß derjenige selbst es ja nicht mal genau.

Du studierst Sozialarbeit. Sicher wird das Thema Prostitution als ein soziales Problem auch eine Rolle dabei spielen. Wie reagierst du, wenn Stricherthemen im Studium auftau-



Male die Subkultur betrat. Das war 1986. Frage: Warum geht jemand zur Polizei? Oder das über das Sexualleben von Politessen.

Jetzt versuch ich es auch mal mit einer Verallgemeinerung. Was suchen Männer bei Dir, wenn sie Dich bezahlen - pure Lust oder Sehnsucht nach Zuneigung?

Nun, es gibt Freier, die kommen einfach nur zum Abspritzen, die brauchen meist nicht lange - bezahlen und gehen. Andere sind gerade mal alleine (der Freund ist auf der Buchmesse in Frankfurt) und wollen mal einen anderen Mann, wieder andere sind oder waren immer verheiratet und plötzlich mit 40 wollen sie dann doch mal schwul sein. Denen bleibt natürlich nur das Pornokino oder halt der Callboy, so hart das auch klingt. Da merkt man auch schon mal, daß die mehr Zeit brauchen, einen vielleicht auch schon mal etwas vertrauter kommen und das Gefühl brauchen, da macht es jemand mit mir, der jung und hübsch ist, also ich bin doch noch etwas Wert. Manche realisieren dann aber schlagartig, daß ich wahrscheinlich ohne money nicht bereit wäre, tabulosen Sex mit ihnen zu machen. Vor allem nach dem Orgasmus sind die dann etwas ernüchtert (bis dahin hält die Spannung). Bei diesen Kunden steht man auch vor dem schier unlösbaren Problem: Soll man vorher kassieren, das würde manchen von Anfang an jeder Illusion berauben oder nachher, das zerstört dann jede schon aufgebaute Illusion?

Das sind natürlich die, die mir irgendwie schon fast leidtun, zumal ich ja auch nicht jünger werde. Dann stelle ich mir vor, daß mich in 20 Jahren der Beruf dermaßen befriedigt, daß ich auf den Sex, den ich heute habe hoffentlich verzichten kann.

Gibt es Situationen, in denen Du einen Freier auch mal ablehnst?

Es gibt Freier, die wollen (am Telefon) 'sonn richtigen Kerl'. Also das ist so in etwa die einzige Gruppe von Kunden, wo ich wirklich von vornherein schon keine Lust mehr habe.

Also ich verstehe mich selbst wirklich als Mann (oft mehr als mir lieb ist), aber diese schwulen Vorstellungen von Hypermännlichkeit machen mir einfach Probleme. Ich bin kein 'Sizilianischer Betonmischer' (Walter Moers), so etwas gibt es nur in US-Pornos.

Das Aussehen spielt auf die Dauer nicht so eine große Rolle. Die allermeisten Kunden sind wirklich sehr nett und locker. Man kann auch man selber sein und muß nicht immer eine Show abziehen.

Das ist schon viel Wert und erleichtert vieles. Die wirklichen Arschlöcher geben sich immer am Telefon schon zu erkennen und dann legt man besser gleich den Hörer wieder auf. Ein wirklich netter, wenn auch älterer Mann, kann da schon viel angenehmer sein, als ein junger hübscher, der ständig sein Geld zählt und jede Mark 'abgeblasen' haben will.

Außerdem: Entgegen aller Gerüchte, woher sie auch kommen, hübsche Männer gehen in der Regel nicht zu einem Callboy. Es gibt Ausnahmen, aber davon kann man dann auf die Dauer nicht mal seine Stromrechnung bezahlen.

Was geschieht, wenn diese Ausnahme mal eintritt? Gab es schon mal einen Augenblick für Dich, wo Du einen Kunden eigentlich nicht gleich nach hause schicken wolltest?

Noch nie. Es gab mal einen, der mir wirklich gefiel. Nur leider gab der mir das Gefühl, wirklich nur Sex zu wollen und davon habe ich nun wirklich ausreichend.

Eines gab mir letztens doch zu denken: Ich lernte privat einen Mann kennen, der wie sich herausstellte wirklich totlangweilig war und ich dachte so bei mir: mein Gott, und das auch noch umsonst!

"Das macht Dich nicht härter"

Ich stelle es mir schwierig vor, neben diesem Job eine Beziehung aufzubauen, denn es bedarf sicher einer ziemlich großen Portion Toleranz, das zu akzeptieren. Welche Erfahrungen hast Du gemacht?

Ich selbst hab immer nur Liebhaber gehabt, aber bis jetzt keine kontinuierliche feste Beziehung. Es gibt Callboys, die haben einen festen Freund. Ich bin mir aber nicht sicher, ob der Freund nicht vielleicht eher der 'Kumpel' ist und weniger der wirklich Verliebte. Aber ich möchte da nichts Falsches sagen. Irgend eine Abmachung wird da schon getroffen worden sein zwischen den beiden. Mit mir hat bis heute keiner eine solche Abmachung getroffen. Natürlich mache ich es nicht nur für Geld, natürlich kann ich einen Mann lieb haben und natürlich kann ich auch noch genug privaten Sex haben (wenn man verliebt ist, geht vieles). Ich bin allerdings selbst sehr sensibel und schnell eifersüchtig. Die Männer, an die ich gerate, meinen immer ich nehme es nicht so genau, bin promisk

und wenn sie selbst schon einen anderen haben, sähe ich das alles nicht so eng. Ich wäre ja schließlich Callboy und Sex ist für mich wie Haarschneiden.

Ich habe auch schon (privat) einige Callboys kennengelernt und das ist schon eine schwierige Sache. Die einen sind offenbar doch promisk und die anderen sind genauso sensibel wie ich und es gibt eine gegenseitige Angst voneinander, sich weh zu tun. Wenn man sich zu ähnlich ist, machen halt beide die gleichen Fehler.

Wenn man so einiges im Leben mitmacht, wird man doch nicht härter, sondern wie ich meine, eher sensibler und empfänglicher. Ein dickes Fell läßt sich nicht aufbauen wie eine Backsteinmauer. Das haben Männer oder auch Frauen erfunden, die eine Entschuldigung für ihre Unsensibilität suchten, obwohl sie doch immer schon so waren.

Von Berufswegen muß Sex in Deinem Leben schon eine große Rolle spielen. Welchen Stellenwert hat er in Deinem Privatleben?

Also mir ist es ja schon öfter vorgekommen, daß Männer vor mir zurückschreckten, weil sie dachten, ich als Callboy würde ja mittlerweile nur noch auf ganz ausgefallenen Sex abfahren, und man müßte mir schon einige technische Raffinessen bieten, damit ich überhaupt noch abspritze.

Also alle die, die bis hierher das Interview verfolgt haben, kann ich beruhigen. Sex hat für mich überhaupt nichts mit Leistung zu tun.

Übrigens, der meiste Sex mit Kunden ist relativ bürgerlich, Gummi, Lack, Leder oder Natursekt interessiert die Medien mehr als die Kunden. Und den großen Dildo, den ich vor einem Jahr für viel Geld gekauft habe, hat bis heute noch keiner benutzt.

Wahrscheinlich hast du keine ständige Panik vor Aids, sonst könntest Du wohl diesen Job auch gar nicht machen. Denkst Du manchmal trotzdem darüber nach?

Also natürlich mach ich nur safer sex - sonst nix. Privat und auch als Callboy. Ich will die Aidsdebatte hier nicht aufrollen. Darüber wissen ja wohl alle Bescheid. Was meine Ängste angeht, sind die da, wie bei anderen Schwulen auch. Vielleicht bin ich da ein größerer Verdrängungskünstler. Ich stell mir halt vor: Ob einmal die Woche safersex oder fünfmal die Woche spielt keine Rolle. Wenn doch, hab ich wahrscheinlich Pech gehabt.

Danke für das Gespräch.

Das Gespräch führte ojoff

Denk Mal

Es gibt Anlässe, zu denen schenkt man selbst Verstorbenen Aufmerksamkeit und macht Ihnen kleine Geschenke. Die Berliner FDP weiß solche Offerten zu schätzen und beschäftigt sich dementprechend auch seit schon fast eineinhalb Jahren mit einer Idee, die der geschichtsträchtigen Verschönerung der hauptstädtischen Innenstadt dienen soll. Ganz uneigennützig wird dabei auch Käthe Kollwitz gedacht. Das vielen noch aus DDR Zeiten bekannte Motto: „Schöner unsere Städte und Gemeinden, mach mit!“ stand hierbei vielleicht sogar Pate. Ihre Idee war, getragen vom Willen den historischen Gehalt des Ostberliner Stadtkerns auf-

zuwerten, entlang der Straße Unter den Linden die Denkmäler der preußischen Generäle Scharnhorst, Bülow, Gneisenau, York und Blücher wieder zu errichten. Selbige waren anlässlich des Sieges Preußens über die Napoleonischen Streitkräfte im Jahre

1812/13 und zur Ehrung der Generäle aufgestellt worden. Zusammen mit der Neuen Wache und dem ihr gegenüberliegenden Kommandantenhaus sollte das Ensemble als Symbol für ein reformiertes und demokratisiertes Preußen stehen. Dies griffen die Liberalen auf und brachten ihren Antrag in das Abgeordnetenhaus ein. Dieser stieß sogar auf Rückhalt großer Teile der CDU, sowie von Vertretern der SPD und Bündnis 90/Grüne. Doch gut Ding will Weile haben und deshalb kam es erst im März dieses Jahres zur weiteren Besprechung des Antrags. Nun tat sich aber ein ungeahntes Hindernis des Projekts auf, das indirekt sogar von der Bundesregierung verschuldet war.

Die Bundesregierung hatte vor gut zwei Jahren veranlaßt eine vergrößerte Kopie der Pietà der Künstlerin Käthe

Kollwitz in der Neuen Wache aufzustellen. Damit hatte sie sich aber auch gegenüber dem Enkel verpflichtet, die Denkmäler von Scharnhorst und Bülow nicht wieder links und rechts der Neuen Wache aufzustellen. Der Grund dafür wird mit der antimilitaristischen Haltung der Käthe Kollwitz angegeben, mit der sich die Lebensweise derer von Scharnhorst und Bülow nach Meinung des Enkels nicht vereinbaren läßt.

Nun ist die Wache Besitz des Bundes und Versprechen kann man viel, das Gebiet um das Gebäude herum ist aber immer noch unter Senatsgewalt und dieser wird auch über die Wiedererrichtung



der Denkmäler bestimmen. Die Androhung des Enkels Arne Kollwitz, im Falle der Durchsetzung des Projekts gegen seinen Willen die Pietà zerstören zu lassen, ließ die anderen Fraktionen etwas zurückschrecken. Man ist sich in den Reihen der CDU, SPD und Bündnis 90/Grüne nicht sicher, ob man auf Konfrontationskurs gehen soll. Deshalb beschlossen die Abgeordneten der Bürokratie erst einmal ihren Lauf zu lassen und ordneten ein Gutachten an, sowie die Bildung eines Kolloquiums. Aller Voraussicht nach wird sich die ganze Entscheidungsuche bis nach den Wahlen hinziehen.

Wie es auch ausgehen mag, der Künstlerin kann man nur herzlichst zum 50. Todestag gratulieren.

oha

Morgenduft, Rabattenzeit

ein Fortsetzungsroman

2. Fortsetzung

Ein Fuchs war in das Wasser gesprungen und machte Jagd auf die Entenküken. Der ohrenbetäubende Lärm der zu Tode geängstigten Schwimmvögel machte es ihr unmöglich, weiter liebestrunkenen Tagphantasien nachzuhängen. Sie wollte sich gerade aufrichten, als Henrik in kühnem Sprung die Hecke überwand. Ein leiser Schreckenslaut entschlüpfte ihrer Kehle. Schwer atmend trat er vor sie hin. Die Schnüre seines Wamses hatten sich gelöst, gewährten süßer Ahnung listig einen Weg. Beschämt schlug sie die Augen nieder. Gegen ihren Willen kehrte das Bild des andalusischen Hengstes in ihr Hirn zurück.

Ein Schauern zog sich über ihren zarten Nacken, rollte den Rücken hinab, verebbte langsam in ihres Körpers Tiefen. Er sank in die Knie, hauchte: „Sophie-Charlotte! Bitte, ich leide...“ Sein Gesicht war jetzt sehr nah dem ihren. Überdeutlich nahm sie jede Einzelheit wahr: die dunkle Locke, die ihm keck auf die Stirn gesprungen war, die feinen Schweißperlen über den geschwungenen Linien der Brauen. Unter den Spiegeln seiner tiefbraunen Augen erahnte sie die mühsam im Zaum gehaltene Erregung. An den Seiten der griechisch gemeißelten Nase bebten die Flügel, wie der heftige Herzschlag eines gefangenen Vogels.

Er griff nach ihren Händen, scheu und doch so fordernd. Sie entzog sie ihm nicht. Wie denn auch, wo alles in ihr zu ihm strebte. Näher, nur näher sein! Die letzte Feste ihrer Erziehung bebte, erschüttert vom ehernen Klang der Stimme ihres Herzens. Näher, nur näher zu ihm!

Etwas neues, ungeahntes brach zum Licht, riß die Mauern der Contenance endgültig ein. „Ihr seid mein Verderben!“ - sie dachte es mehr, als daß sie es sagte. Und wollte wohl verdorben sein. Unerträglich war die Erwartung, zum Zerreißen gespannt die Sinne...

Mit einem fast körperlich spürbaren Sirren zerriß das Band, peitschte die Luft. „Was tut ihr da? Ihr Lump wagt Hand an meine Tochter zu legen!“

ojoff

Rundgang durch die Filmgeschichte

Wer kennt es nicht: das einfache Mädchen, zum Hollywoodstar geworden, als Mythos ewig weiterlebend: Marlene Dietrich. Kaum jemand kennt sie unter dem Namen Marie Magdalene Dietrich und doch steht es in ihrer Geburtsurkunde so geschrieben. Wo lebte sie bevor sie zum Star entdeckt wurde, was waren ihre Eltern, wie sah ihr Privatle-

ben, das Geheimnisvolle, das die Welt des Films stets an sich hat, zu vermitteln. Entlang dem Waggon des "Shanghai-Express", durch dessen Fenster Dokumente, Fotos und Filmausschnitte zu betrachten sind, folgt der/die BesucherIn weiter einem S-förmig gebogenen Gang, vorbei an Vitrinen, die den weiteren Werdegang der Angebeteten dokumentieren: Requisiten wie Kleider, Schuhe, Koffer, Hüte, Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, Maskottchenpuppen, Schminkkoffer, Schallplatten und Bücher bis hin zur politischen Person Marlene Dietrich und einem Zusammenschnitt aller ihrer Filme. Schließlich und endlich eine Zeichnung ihrer Pariser Wohnung, ihre Vereinsamung, Alter und Tod am 6. Mai 1992.

Doch letztendlich, kann man sich auch schwer von dem Anblick der Schönen abwenden, gibt es noch einiges mehr, was man über den Film und die letzten 100 Jahre wissen sollte. So befaßt sich zum Beispiel ein großer Teil der Ausstellung mit der Technik des Films: Kamera - Licht und Schatten, Bilder, Töne und die Entstehung des Filmbildes. Und wollte man nicht schon immer mal wissen, wie die grausigen Vogelschreie in A. Hitchcocks

Film "Die Vögel" erzeugt wurden? Oder das Brüllen eines Löwen? Diese eher technische Seite des Films wird unterbrochen von themenbezogenen Räumen wie die Beschäftigung mit der Ost-West-Problematik innerhalb des Films und Nachkriegsfilmen. Eine Reihe von Vitrinen erzählen von Exil, Nationalsozialismus und Verfolgung innerhalb der deutschen und auch ausländischen Geschichte. Im Mittelpunkt hier stehen natürlich Filme wie Chaplins "Großer Diktator" und natürlich der preisgekrönte Film "Schindler's Liste".

Vorbei an Fotos, Plakaten und "Ikonen" der Filmgeschichte (wie z. B. dem "Malteser Falken") steuert der Besucher langsam einem weiteren Höhepunkt der Ausstellung zu: Giorgio Armani und "die Dietrich": Ein ganz in schwarz gestalteter Raum ist dem Modemacher und der von diesem angebeteten Diva gewidmet. Der Anlaß einer solchen "Doppel-Schönheits-Inszenierung" ist die Ähnlichkeit seiner Modeschöpfungen mit den Verhüllungen, der unsagbar großen Gaderobe Marlene Dietrichs. Sicher erkennt der/die BesucherIn die Ähnlichkeit der zu besichtigenden Gewänder, doch fragt man sich an dieser Stelle, ob das wirklich in eine Ausstellung mit dem Motto 100 Jahre Film gehört...?

Doch zeigt die Ausstellung auch die andere Seite der "Schönen", die der "Biester". Ein ausstellungsarchitektonisch glänzend ausgestatteter Spiegelraum ist dem Thema: "Die Schöne und das Biest" gewidmet und lädt so richtig zum Gruseln ein.

Erschöpft verläßt der/die BesucherIn die Ausstellung. Vieles hat er/sie gesehen, gehört und gelernt und dennoch meint man nicht alles über die Welt des Films erfahren zu haben: Zwar wurde vieles gezeigt und dokumentiert, doch wird wohl jedem/r klar sein, daß dieses nur ein winziger Bruchteil von dem ist, was das Thema an

sich hergeben könnte. Was ist zum Beispiel mit dem Kinderfilm (nur einige Trickfilmzeichnungen von Walt Disney sind ausgestellt), mit Themen wie "das Kino zur Zeit des Faschismus oder Filmen aus Ländern und Kontinenten wie Asien und Afrika? Damit könnte man dann jedoch vermutlich das fünffache der Räume füllen, als es hier der Fall ist. So ist mit der Ausstellung ein großartiger Einblick im Rahmen des Möglichen in die Welt des Films gelungen.

KINO.MOVIE.CINEMA. 100 JAHRE FILM

7. April - 2. Juli 1995 im Martin-Gropius-Bau

gesa



ben aus, gab es überhaupt ein solches?

Zum hundertjährigen Bestehen des Films versucht eine Ausstellung im Martin-Gropius-Bau alles zusammen zu fassen, was man schon immer über die Geschichte des Films und über die Stars, mit denen alles begann, wissen wollte. Der/die BesucherIn wird direkt beim Betreten des Lichthofes des stattlichen Gebäudes in die Glimmerwelt des Films, der Träume, Wünsche und Sehnsüchte geworfen. Mit einer perfekten Ausstellungsarchitektur ist es hier (und an anderen Stellen der Ausstellung) gelun-

Meckerecke



zu "Die seltsamen Seminare des Dr. Axel Klätte"
in UnAUF Nr. 62

Hallo Ihr von der UnAUF!

Es ist nun schon fast zwei Monate her, aber dennoch wollen wir Euch diese Information nicht vorethalten. Zugegebenermaßen nicht zuletzt durch die Aktion Eures Redakteurs "Jott Oh Tee" in Heft Nr. 62, S. 18 zusammengeschmiedet und zum Nachdenken angeregt, hatte unser Seminar beschlossen, eine Exkursion nach Dresden zu machen, aus Anlaß des 50. Jahrestages der Zerstörung durch anglo-amerikanische Bombenverbände.

Am 11. Februar, zwei Tage vor dem eigentlichen Jahrestag fuhrten wir mit unserem Seminarleiter Dr. Klätte in die geschichtsträchtige Stadt, um die Ausstellung "Verbrannt bis zur Unkenntlichkeit - Die Zerstörung Dresdens 1945" im Stadtmuseum zu besuchen.

Andreas Brandau (im Namen der Seminarteilnehmer)

Zu Moneteninfo - Rückzahlungsforderungen des Bafög-Amtes in UnAUF Nr. 64

Bravo - ich gratuliere Euch zu euren wert- und vor allem sinnvollen Informationen. Mit Euren Hinweisen, von Seiten des Amtes rechtens zurückgeforderte Bafög-Zahlungen zu verweigern, leistet Ihr einen nicht für unwichtig zu haltenden Beitrag zur Einstellungsentwicklung bei Studenten und damit Menschen. Wo kämen wir auch hin, wenn wir etwas, das uns nicht zusteht oder gar nicht gehört, einfach zurückgeben wollten? Wem nützte diese un sinnige Bereitschaft, ehrlich nur das anzunehmen, was uns zusteht? Reich wird man mit dieser Hal-

tung nicht und darauf kommt es wohl an. Es wäre nicht zu verstehen, wenn ich die Chance, mich anderen gegenüber in Vorteil zu bringen, nicht nutzte!

So tragt auch Ihr - vor allem gewisser Schreiber "ojoff" - dazu bei, die studentische Ausbildung mit den Dingen zu würzen, die auch im Leben nach dem Studium Bestand haben sollten: Haltet all das, was Ihr im Leben zu Unrecht erhalten habt fest und sicher, wer weiß, vielleicht hätte sonst ein anderer dann einen Vorteil davon.

Leistet diesen Widerstand, denn der wird für Eure Charakterbildung von Entscheidung sein.

Thomas Kunze
Psychologie-Student

Anmerkung:

Es ging nicht um das Rechtverbiegen, sondern um das Wahren studentischer Rechte. Und außerdem, wer entscheidet eigentlich jetzt darüber, was uns zusteht? Und wer sollte es entscheiden? Wenn jeder Student mit dem zufrieden wäre, was ihm zugestanden wird, dann wäre selbst das jetzige mikrige Bafög wohl eher ein Fremdwort!

ojoff

Betrifft: Meckerecke in UnAUF Nr. 65

Sehnlichst erwartet findet man nach FU:N, IQ und NADEL zum Semesterbeginn UnAUF Nr. 65. Das Blättern hinten, wo der Leser gedruckt verewigt ist, ist fast obligatorisch. Die NADEL verzichtete in ihrer letzten Ausgabe auf Lesermeinungen ganz. Zählen gar nicht... Der symbolisch zu verstehende Steinbruch auf der Titelseite "West" auch vor dem Berliner Aquarium und gilt dort als Kunstwerk.

Freundlicher Gruß
Helmuth Schinkel

IMPRESSUM

UNAUFGEFORDERT

Die Studentenzeitung der Berliner Humboldt-Uni.

Erstmals erschienen am
17. November 1989.

Herausgeber:

Studentenparlament der HUB

Redaktion:

Ingo Bach, Jens Schley
(leitende Redakteure)

Franziska Ahles, Stephanie Gimmerthal,
Klaus Kallenberg, Juliane Kerber, Gerhardt
Kienast, Alexandra Kolle, Georg Linde,
Hannah Lund, Antje Meinholdt, Ulrich
Miksch,
Rüdiger Neick, Gesa Rothbarth, Julia Trotha,
Sylvia Wassermann

Kontakt:

Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10 099 Berlin
Hauptgebäude Raum 3022
Tel.: 2093 2288
fax: 2093 2770

Redaktionsschluß:

30. April 1994

Satz: Roody

Fotos: Fisahn, Bundesarchiv
Koblenz, Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz
Berlin, Dr. Olm, Dr. Seiffert, Krynitzky
(Weimar), Archiv
Titel: Bildarchiv
Preußischer Kulturbesitz Berlin

Druck:

Contrast
Tempelhofer Damm 210
12099 Berlin
gedruckt auf Recycling - Papier

Nachdruck, auch auszugsweise, ist ausdrücklich erwünscht. Wir bitten aber um Quellenangabe und Belegexemplar.

Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung in angemessenem Umfang. Namentlich gegenzeichnete Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder. Kürzel werden nur von Redaktionsmitgliedern verwendet. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

UNAUFGEFORDERT Nr.67

erscheint am 6. Juni 1995

Die Redaktionssitzungen sind öffentlich:
montags, 18.00 Uhr
HG 3022

Redaktionsschluß für die nächste

Nummer:

24. Mai 1995

Wohnen im Prenzlberg - Teil 5

Unter besonderer Berücksichtigung der nichtwucherischen Untervermietung

Trotz aller bereits geschilderter Schrecken von Untermietverhältnissen hatten wir (Stefan und ich) uns kürzlich doch wieder dazu entschlossen, Stefans Zimmer für die Zeit seiner Abwesenheit unterzuvermieten. (Ich darf an dieser Stelle daran erinnern, daß Stefan mein Untermieter ist, während ich der Untermieter von Peter Schmidt bin.) Trotz des schon von Anfang an nicht ganz übersichtlichen Zustands (Wir verwalten inzwischen Postnachsendungen sechser ehemaliger Untermieter) sagte sich Stefan, daß es dumm sei, für das halbe Jahr, daß er im gelobten Land zu verbringen gedachte, weiter Unteruntermieter zu bezahlen. Statt dessen wäre es besser – so die Argumentation mir gegenüber – wenn er sich nach einem Unterunteruntermieter umsähe. Lange Zeit wurde keiner gefunden, was wohl auch daran lag, daß Stefan seinen Wunsch nicht öffentlich gemacht hatte. Schließlich aber wurde er fündig. Zwei Verzweifelte hatten in der Universität einen Zettel ausgehängt: "Suchen Wohnung oder Zimmer". Stefan entfernte den gesamten Zettel (nicht das ihm etwa noch jemand die Zimmersuchenden wegschnappt) und rief dort an. Die beiden waren durchaus gewillt, Stefans Zimmer ein halbes Jahr lang zu teilen, begünstigt wohl auch dadurch, daß wir berlinunüblich keinerlei Aufschlag auf die Miete zu erheben gedachten. So kam es, daß ich nun die Wohnung mit zwei Untermietern von Stefan teile. Dabei fing alles so gut an. Auf dem Zettel mit dem Verzweiflungsschrei stand nämlich etwas von einer Belohnung. Stefan hatte das gar nicht zu Ende gelesen. Jedenfalls erschienen die frischgebackenen Unterunteruntermieter zur ersten Untermieterkonferenz überraschend mit einer riesigen Schüssel Tiramisu – die Belohnung. Zwar hatten

sie etwas zuviel Kakaopulver daraufgestreut, welches Stefan versehentlich einatmete und das ihn fast erstickte, doch das Tiramisu schmeckte hervorragend und wurde zur großen Verwunderung der Belohnenden auch komplett vertilgt. Zu Beginn des Unterunteruntermietverhältnisses war ich erst einmal für vier Wochen abwesend. In dieser Zeit bildete sich bei mir eine gute Meinung über Stefans Untermieter, denn

gen – siehe Teil 4) lag dazwischen verstreut und harpte der Bearbeitung. Vorsichtig meldete ich deshalb an, daß ich meinen Teil der Wohnung (schließlich bin ich Untermieter 1. Grades mit Ableitung meines Wohnrechts direkt vom Hauptmieter!) wieder benutzen wollte. Die Untermieter 3. Grades hatten keine Einwände. So bewohne ich seit geraumer Zeit wieder "meine" Berliner Wohnung. Diese ist jetzt sogar sehr verschönt, denn die Unterunteruntermieter lieben Grünpflanzen. Deshalb stehen in der Küche derer sieben, auf meinem Fensterbrett stehen kleine Tomatenpflänzchen zur Aufzucht und der Flur ist voller Palmen. Einmal unterhielt ich mich mit dem Untermieter 3. Grades und brachte meine Freude über das viele Grün zum Ausdruck. "Aber", sagte ich, "ich hatte auch mal eine Topfpflanze, doch die ist eingegangen, weil ich immer vergaß sie zu gießen." Überhaupt legte ich dar, daß Grünpflanzen mir zu viel Aufwand und eine zu starke Einschränkung meiner Reisetätigkeit bedeuteten. Aus diesen Gründen hielt ich mir keine, aber bitte – wenn er sich welche ... – gern.

Drei Tage später fand ich folgenden Zettel bei mir an der Zimmertür: "Wir sind für drei Wochen nach Schweden gefahren. Kümmere Dich bitte um unsere Pflanzen: Palmen einmal wöchentlich gießen und abduschen, alle anderen Pflanzen zweimal, bis auf die Usambaraveilchen, die mußt Du ..."

Muß ich da eigentlich noch erwähnen, daß auch unsere Telefonrechnung höher ausfällt als die Summe der Gespräche die jeder von uns geführt hat?

Solche Kleinigkeiten treten doch leicht hinter den Positiva einer Untervermietung zurück.

ich hatte die ganze Zeit nichts von ihnen gehört. Meine positive Einstellung wurde leider schon ein wenig getrübt, als ich zurückkehrte. Die frischgemalten Küchenwände waren mit Plakaten beklebt, der Kühlschrank ließ keinen Platz mehr für meine Thüringer Wurst, alle Handtuchhaken waren wie selbstverständlich belegt, mein Zimmer war voll von abgestelltem Gerümpel – kurz ich fühlte mich als Eindringling. Meine Post (in der Mehrzahl Mahnun-

